Zur Beachtung!

1) Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2) Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3) Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Das Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dgl. sind streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt werden.
4) Beschädigungen und Defekte sind spätestens am Tage nach Empfange der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.

Zur

Erhebung Deutschlands 1813 bis 1814

Von

Dr. Christian Meyer
Staatsarchivar a. D.

München
Selbstverlag (Fürstenfelder-Str. 9)
1915

Zur
Erhebung Deutschlands
1813 bis 1814

Von

Dr. Christian Meyer
Staatsarchivar a. D.

München
Selbstverlag (Fürstenfelder-Str. 9)
1915

Inhalt

Die Konvention von Tauroggen

(30. Dezember 1812)

Am 24. Februar 1812 war zu Paris der Vertrag zwischen Frankreich und Preußen unterzeichnet worden, durch welchen sich König Friedrich Wilhelm III. verpflichtete, dem Kaiser Napoleon für den bevorstehenden Kriegszug nach Rußland die Hälfte seiner Armee, die ihm damals Napoleon zu halten gestattete, 20 000 Mann, zur Verfügung zu stellen und sein Land mit allen seinen Mitteln für den Durchmarsch offen zu halten. Eine Reihe der tüchtigsten Offiziere, unter ihnen Clausewitz und Graf Dohna, verließ daraufhin den preußischen Dienst, um unter russischen Fahnen gegen Napoleon zu fechten.

Die 20 000 Mann zählende preußische Hilfstruppe bildete eine Division des unter Marschall Macdonald in Kurland stehenden linken Flügels der Großen Armee, geführt von dem in Paris genehmen General Grawert, dessen Erkrankung aber am 14. August den Generalleutnant von York an seine Stelle rief.

General von York, geboren 1759 in Potsdam, entstammte einer pommerschen kleinadeligen Familie, die ursprünglich Jarken hieß und über von Jorck allmählich zu dem englischen Anklang gediehen war. Er war aus dem preußischen Heere in holländische Kolonialdienste gegangen und aus diesen 1787 ins preußische Heer zurückgekehrt. Nach der Schlacht bei Jena hatte er die Nachhut der Blücherschen Armee geführt, war bei der Erstürmung von Lübeck schwer verwundet und gefangen und im Jahre 1807 erst so spät ausgewechselt worden, daß er an den Schlachten von Eylau und Friedland nicht mehr teilnehmen konnte. Der König hatte ihm nach seiner Ernennung zum Generalmajor und Verleihung des Ordens pour le mérite die Stelle als Erzieher des Kronprinzen angetragen, aber Yorck lehnte ab, da er nicht diejenigen Eigenschaften zu besitzen glaubte,

welche ein solches Amt erforderte. Bei der Neugestaltung des Heerwesens erhielt York die westpreußische Brigade und 1810 die wichtige Stellung eines Generalinspektors über sämtliche leichte Truppen. Er wird von seinen Zeitgenossen, insbesondere von denen seiner näheren Umgebung, übereinstimmend geschildert als ein Soldat und Vorgesetzter „wie gehacktes Eisen", aber — wie solche am ehesten — von dem unbedingten Vertrauen seiner Truppen getragen.

Schon seit Anfang August hatten Verhandlungen zwischen York und den ihm gegenüberstehenden russischen Generalen wegen Ziehung einer Demarkationslinie, Auswechslung von Gefangenen und anderen Kriegserleichterungen stattgefunden. Die Russen kannten die Stimmung der Preußen gegen Frankreich, und daß sich York mit seinem Obergeneral Macdonald — wegen der schlechten Verpflegung seiner Soldaten — vollständig überworfen hatte. Nach dem Rückzug der Großen Armee aus Moskau machten dann die Russen York direkte Uebertrittsvorschläge. Er berichtete nach Berlin, erhielt aber keine Weisung; dem von ihm entsandten Major von Seydlitz, der nach Verhaltungsbefehlen beim Untergang der französischen Armee frug, sagte endlich der König trocken: „nicht über die Schnur hauen!" und dann weiter: „nach den Umständen!" Man begriff in Berlin die hohe Wichtigkeit der Sachlage nicht, die selbst Napoleon mit solcher Sorge erfüllt hatte, daß er, um die preußischen Generale York und Kleist an sich zu fesseln, beiden die Offizierskreuze der Ehrenlegion übersandt hatte. York hat jedoch dieses „Zeichen der Knechtschaft" nie angelegt, während es Kleist einer Gipsbüste Napoleons umhängte.

Inzwischen hatte Macdonald, den fortgesetzten Warnungen Yorcks doch nachgebend, sich endlich zum Rückzug entschlossen. An der Spitze des Korps zog der Marschall selbst mit etwa 5000 rheinbündlerischen und polnischen Truppen und etwa ebensovielen Preußen unter General von Massenbach, dann folgte in einem größeren Abstande York mit dem preußischen Hauptteil. Es war ein überaus beschwerlicher Marsch: „Bei 23—24 Grad Kälte" — schreibt ein Teilnehmer, Graf Henckel von Donnersmarck — „und einer ungeheuren Glätte ließen wir 800 Mann, teils erfroren, teils an einzelnen Gliedern

unbrauchbar, unterwegs liegen. Die allergeringste Erhabenheit im Wege hielt stets die ganze Kolonne auf; die Pferde wurden sehr bald stumpf, so daß kein Geschütz weder herauf noch heruntergebracht werden konnte, ohne von den anderen Gespannen Pferde abzuspannen und vorzulegen. Dies steigerte sich mit jedem Tag, so daß wir zuletzt nur mit Mühe 1—1½ Meilen täglich machen konnten."

Bei dem nur 7 Kilometer von der preußischen Grenze entfernten Flecken Tauroggen sollten nach Macdonalds Anordnung die Korps wieder zusammenschließen, um vereint gegen den russischen General Wittgenstein den Durchbruch zu erzwingen, wenn dieser versuchen sollte, den Vormarsch zu hindern. Dieser Weisung Macdonalds — es war die letzte, die York von französischer Seite empfing — folgend, zog dieser am Weihnachtsmorgen auf Koltiniany, die Russen unter Lewis im Rücken, die russischen Korps von Diebitsch, Tettenborn und Kutusow dem Jüngeren vor sich. York war von Macdonald abgeschnitten, Macdonald befand sich mit Massenbachs Korps in Tilsit. Yorcks Lage war eine äußerst schwierige und peinliche. Seydlitz war noch nicht von Berlin zurück. „Wenn er (Yorck)" — sagt der damals im Hauptquartier von Diebitsch weilende Clausewitz — „an die Verhältnisse in Berlin dachte, so mußte er den größten Widerwillen gegen einen plötzlichen Wechsel der Rolle daselbst voraussetzen. Wenn er also für sich, auf seine Gefahr einen Entschluß faßte, der die preußische Politik in eine entgegengesetzte Richtung mit sich fortreißen sollte, so war dies eine der kühnsten Handlungen, die in der Geschichte vorgekommen sind".

Bald sollte Yorck, gedrängt durch die Macht der Umstände, in die Lage versetzt werden, auch ohne Antwort seines Königs einen entscheidenden Entschluß fassen zu müssen. Am ersten Weihnachtstage, nachmittags 4 Uhr, stieß die Spitze des Yorckschen Korps unter General von Kleist auf die Russen unter Diebitsch. Jetzt oder nie bot sich für diesen, der schon als geborener Preuße den Wunsch hegte, Yorck zu dem Abfall von dem französischen Bündnis zu bewegen, die Gelegenheit zur Tat. Außer Clausewitz befand sich noch ein anderer preußischer Patriot, den die Schmach des Vaterlandes in die Fremde ge-

zusammen. Diebitsch empfing Yorck mit kameradschaftlichem Händedruck und freundschaftlicher Anrede; Yorck erwiderte seiner Natur nach die freundliche Begrüßung in gemessener Haltung. Diebitsch war, wie Clausewitz berichtet, „edel genug, zu sagen, was er habe und was er nicht habe; er erklärte Yorck, daß er nicht daran denken könne, den Weg wirklich zu verlegen, daß er aber allerdings alles Mögliche tun werde, ihm seinen Train, seine Artilleriefahrzeuge und vielleicht einen großen Teil seiner Artillerie abzunehmen. Es war natürlich, daß diese Bemerkungen nicht entscheidend sein konnten. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die gänzliche Vernichtung der Großen Armee, und daß die russischen Generale angewiesen seien, bei vorkommenden Fällen die preußischen nicht wie eigentliche Feinde zu behandeln, sondern in Rücksicht auf die früheren freundschaftlichen Beziehungen beider Mächte und die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben nun bald erneut werden würden, mit ihnen jedes freundschaftliche Abkommen zu treffen, welches dieselben wünschen könnten. Diebitsch erklärte demgemäß, daß er bereit sei, mit General Yorck einen Neutralitätsvertrag einzugehen und zu dem Behuf die militärischen Vorteile, welche er über ihn habe, aufzugeben.

Zu einem entscheidenden Schritt von seiten Yorcks kam es indessen jetzt noch nicht. Auch die Rückkehr des Majors von Seydlitz aus Berlin, die am 29. Dezember erfolgte, brachte einen solchen nicht mit sich. Da erhielt am Abend dieses Tages Yorck durch Clausewitz zwei Schriftstücke von Diebitsch zugesandt. Das eine war eine durch Kosaken aufgefangene Depesche Macdonalds an den französischen Minister Maret, worin der Rat gegeben war, auf die Entsetzung Yorcks vom Kommando hinzuwirken; das andere war der Nachweis, daß Wittgenstein am 31. Dezember die Straße von Tilsit nach Königsberg in seiner Gewalt zu haben hoffte. Dies entschied. „Oberst Röder!" — wandte sich Yorck an seinen Generalstabschef — „sagen Sie mir Ihre pflichtgemäßige Meinung!" — „Herr General, für den Staat, für das Vaterland kann nichts heilvoller sein, als wenn Sie mit den Russen abschließen. Für Sie persönlich ist aber dabei alles gewagt, und deshalb müssen Sie selbst Ihren Entschluß fassen." Yorck dachte einen Augenblick nach,

trieben hatte, Graf Karl Dohna, in Diebitschs nächster Umgebung. Diese beiden Männer wurden die Hauptvermittler der Verhandlungen zwischen York und Diebitsch.

Am späten Abend des Weihnachtsfestes traten die beiden Generale zwischen den Vorposten zu einer ersten Verhandlung dann wandte er sich an Clausewitz mit den Worten: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals v. d'Auvray (Generalstabschef von Wittgenstein) ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf genannten Punkten befinden werden?" — „Ich verbürge mich Ew. Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich von General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe." York verstummte wieder eine Weile. Man sah, wie es in seinem Innern arbeitete. Es waren Augenblicke tiefer feierlicher Stille. Alle Anwesenden fühlten, welche Entscheidung bevorstand. Da, mit einem sichtbaren Ruck, reichte York Clausewitz die Hand mit den Worten: „Ihr habt mich! Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen." Dann sich erinnernd, daß Massenbach mit seinen Truppen sich noch bei dem Macdonaldschen Korps befand, fügte er hinzu: „Ich werde aber die Sache nicht halb tun; ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ sofort den von Massenbach abgesandten Adjutanten von Wernsdorf eintreten. „Ungefähr wie Wallenstein," — berichtet Clausewitz weiter — „wandte sich York an Wernsdorf, dabei im Zimmer auf und nieder gehend, mit den Worten: „Was sagen Ihre Regimenter?" Wernsdorf erwiderte, daß jeder einzelne begeistert sei über den Gedanken, vom französischen Bündnis loszukommen. Und als auf diese Rede heller Jubel unter den Offizieren des Yorckschen Stabes ausbrach, sagte er: „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern."

Diebitsch fiel dem Ueberbringer der Freudenkunde um den Hals, Tränen brachen aus den Augen des rauhen Soldaten. Nach Mitternacht noch ritt Clausewitz nach Tauroggen zurück, um York für 8 Uhr morgens nach der Poscheruner Mühle

zu bestellen. Inzwischen hatte Yorck die Offiziere seines Korps um sich versammelt, um ihnen seinen Entschluß mitzuteilen; ein Jubel der Begeisterung folgte den schlichten, tiefbewegten Worten des Feldherrn.

Am 30. Dezember vollzog sich in der Mühle von Poscherun die weltgeschichtliche Tat. Yorck war von Röder und Seydlitz, Diebitsch von Dohna und Clausewitz begleitet. Das preußische Korps, noch 12 000 Mann, sollte — so lautete der Vertrag — auf einem neutralisierten Landstrich Aufstellung nehmen und, falls der König oder der Zar die Konvention verwerfe, bis zum 1. März nicht gegen Rußland fechten. Der wirkliche Sinn derselben war aber — das fühlte Freund wie Feind gleichmäßig — kein anderer, als daß sich Yorck mit seinem Korps von dem unnatürlichen Bundesgenossen trennte, um sich mit den Russen zu vereinen.

Noch am 30. Dezember schrieb Yorck an den König, ausführlicher dann von Tilsit aus am 3. Januar. „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen . . . In dem Ausspruch, Ew. Majestät, liegt das Schicksal der Welt . . . Ew. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation . . . Ich erwarte sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten und ich schwöre Ew. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde."

So sollte gerade ein Mann der pünktlichsten militärischen Pflichtauffassung zuerst die französischen Fesseln zerreißen und damit den wertvollsten, wuchtigsten Anstoß zum Tatentschluß im preußischen Staate und Volke geben.

Noch mußte man in dem von den Franzosen besetzten Preußen die kühne Tat öffentlich verleugnen. Yorck wurde des Befehls enthoben, Hardenberg sprach den französischen Generälen die amtliche Entrüstung aus. Yorcks Vorgehen verstimmte in Berlin und Potsdam, weil es zur Entscheidung drängte, ehe man sich entscheiden wollte. Obendrein war der König in Potsdam persönlich gefährdet, und erst am 22. Januar konnte ihn Hardenberg zur Abreise nach dem sicheren Breslau bestimmen.

Anders wirkte Yorcks Tat auf die übrigen im Norden stehenden preußischen Generale. Sofort trat Bülow in Königsberg ihm zur Seite und wandte sich an Borstell in Pommern, und wenn dieser auch nicht den Anschluß an die Russen wagte, so beschwor er doch den König zu handeln, da er sonst seiner Truppen nicht sicher sei. Und weiter riß Yorcks Tat die Provinz Preußen mit sich fort zur Erhebung. Am 21. Januar ließ er sein Korps mit Russen vorrücken, und am 5. Februar traten die Stände der Provinz zusammen und faßten ihre opferwilligen Beschlüsse zur Heeresrüstung. Die treibenden Kräfte rissen sie alle fort. Am 3. und 9. Februar setzte Scharnhorst die entscheidenden Befehle für die Bildung freiwilliger Jägerabteilungen und für die allgemeine Dienstpflicht während des Krieges durch. Ende des Monats erfolgte der Anschluß an Rußland, am 17. März die Kriegserklärung an Frankreich und der Aufruf: „An mein Volk!"

Friedrich Wilhelm III. hat übrigens in der Enge seines Wesens Yorck die Selbständigkeit seines Handelns insgeheim immer verdacht. „Der König" — bezeugt Boyen in seinen Erinnerungen — „hat trotz aller durch die Zeit abgerungenen äußeren Gunstbezeugungen dem General Yorck diesen Schritt nie verziehen." Er hat Yorck gegenüber den Namen Tauroggen nie erwähnt. Als für Yorck, wie für die anderen Heerführer der Befreiungskriege, bei ihrer Standeserhöhung die neuen Familiennamen ihren bedeutendsten Taten entlehnt wurden: Blücher von Wahlstatt, Bülow von Dennewitz, Kleist von Nollendorf, da wurde Yorck nach dem glücklichen Uebergangsgefecht über die Elbe vor der Leipziger Schlacht Yorck von Wartenburg genannt, aber nicht nach seiner weltgeschichtlichen Tat Yorck von Tauroggen.

Der „Aufruf an Mein Volk!"

(17. März 1813)

Die Befreiungskriege von 1813—1815 schenkten unserem Volke erst das Selbstbewußtsein, das in die Zukunft wies; denn was man auch getan — und es waren wahrlich Taten, wie sie kein Volkslied und kein Dichter herrlicher besingen kann —, was man auch erreicht, man dankte es vor allem sich selbst und erst in zweiter Linie den verbündeten Fremden.

Wenn man von den Befreiungskriegen spricht, so meint man zunächst die Befreiung des vaterländischen Bodens von der französischen Herrschaft. Aber diese war nicht das einzige Ziel jener Jahre. Denn der Abschüttlung der Fremdherrschaft, der Befreiung von dem äußeren Zwang, mußte bei dem deutschen Volke eine innere Befreiung vorangehen, wie sie damals zuerst in Preußen durch die großen Reformen der Stein-Hardenbergischen Zeit unter wetteifernder Teilnahme aller Patrioten vollzogen ward. Männer wie der Freiherr vom Stein, Gneisenau und Wilhelm von Humboldt, die wir als die Führer in jener Zeit betrachten dürfen, ohne einem Blücher und Scharnhorst zu nahe zu treten, sie dachten sofort weiter; was ihnen vorschwebte, war nichts Geringeres als die Befreiung des deutschen Wesens überhaupt. Jetzt wieder an leitende Stelle gestellt, setzten sie ihr Bestes daran, diese Aufgabe zu vollenden. Deutschland, einmal von Frankreich befreit, sollte seine Befreiung nun auch restlos vollziehen. Auch Deutschland hatte eine Epoche sittlichen Zerfalls erlebt, gerade in den Zeiten, da das alte römische Reich zusammenbrach, aber Deutschland hatte in den Jahren der furchtbaren Not des Vaterlandes diese Zeit überwunden, die alte Frömmigkeit und Ehrbarkeit, Vaterlandsempfinden und Opfermut waren zurückgekehrt, während in Frankreich die sittliche Zersetzung weiter und weiter fraß!

Auf jenen wieder zurückgewonnenen Tugenden beruhen die Großtaten des Jahres 1813. Sie sind — das muß immer wieder betont werden — nicht von oben, sondern von unten ausgegangen. Nicht der König und seine Regierung gingen voran und rissen Heer und Volk mit sich fort, sondern Heer und Volk erhoben sich und König und Regierung mußten ihnen nach langem Schwanken und Zögern endlich folgen. Für Friedrich Wilhelm III. hatte das Wort „Freiheitskriege" deshalb allezeit einen unangenehmen Nebensinn, da es ihn an den nie vergessenen lästigen Zwang erinnerte, dem er sich damals hatte fügen müssen, indem er, wollte er die von ihm ursprünglich nicht gewollte Bewegung sich schließlich nicht vielleicht gar gegen ihn wenden sehen, selbst an ihre Spitze treten mußte. Noch Friedrich Wilhelm IV. soll 1846 Johann Gustav Droysens „Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege," von denen der gut preußische Verfasser ihm ein Exemplar hatte überreichen lassen, schon um des Titels willen mit einer ungnädigen Bemerkung zurückgeschickt haben.

In Preußen hatten die Patrioten, die unermüdlich an der Erneuerung des Staates und der Vorbereitung des Freiheitskampfes arbeiteten, schon 1811 den Moment zum Losschlagen gekommen geglaubt: man hatte ihn unbenutzt vorübergehen lassen müssen. Dann war das Bündnis mit Frankreich vom 24. Februar 1812 gefolgt, welches Preußen gar verpflichtete, dem Imperator gegen Rußland Heeresfolge zu leisten. Selbst die bisher zuversichtlichsten Patrioten gaben Preußens Sache nun verloren. 20 000 Mann zogen unter General York gegen Rußland ins Feld. Es wurde ihnen glücklicherweise erspart, sich für den gehaßten Verbündeten in einem größeren Kampf ernstlich einsetzen zu müssen. Nach dem Zusammenbruch der Großen Armee traten sie in musterhafter Ordnung den Rückmarsch an. Und jetzt erfolgte der entscheidende Anstoß zur Erhebung Preußens gegen die Napoleonische Zwingherrschaft. Am 30. Dezember 1812 schloß York auf eigenste Verantwortung mit dem russischen General von Diebitsch die Konvention von Tauroggen. Die Franzosen mußten bis an die Elbe zurückweichen. In Ostpreußen organisierte nunmehr York im Verein mit den Präsidenten Auerswald und Schön die Volks-

erhebung; der Landtag, der am 5. Februar 1813 in Königsberg zusammentrat, unterstützte Yorck aufs beste: die arme ausgesogene Provinz verpflegte und ergänzte nicht nur bis zum Frühjahr das Yorcksche Korps, sondern stellte auch nach wenigen Wochen 33 000 Mann Landwehrtruppen. So wurde die entlegenste und während der letzten Jahre am schwersten heimgesuchte Provinz Preußens der Stütz- und Angelpunkt für die nationale Erhebung des preußischen und deutschen Volkes.

Am 22. Januar verlegte König Friedrich Wilhelm III. seine Residenz aus der Potsdam-Berliner Franzosensphäre hinweg nach dem den Oesterreichern und auch den Russen näheren Breslau. Er hatte lange geschwankt, ehe er dem Drängen Hardenbergs und Scharnhorsts, die ihm bei längerem Zögern eine gewaltsame Aufhebung und Wegführung durch die Franzosen in Aussicht stellten, nachgab. Am 3. Februar erließ er, immer noch unverbindlich bezüglich der Verwendung, einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, am 12. Februar verfügte er die Mobilmachung aller Feldtruppen und rief Freiwillige auf.

Die Wirkung des Aufrufs überstieg alle Erwartungen. Mit wachsendem Erstaunen nahm der König mit eigenen Augen und Ohren unter den Fenstern seines Breslauer Schlosses den täglich sich steigernden Waffenlärm der Jugend wahr, der sich bald auch ältere Männer zugesellten. „Der König hatte" — wie Pertz, der Biograph Steins, schreibt — „anfangs keinen Glauben an die Wirksamkeit des Aufrufs und ihm erst auf wiederholtes Andrängen Scharnhorsts nachgegeben. Wenige Tage nach dem Erlaß stand er im Breslauer Schloß am Fenster, als die Annäherung eines großen Wagenzuges gemeldet wurde. Es waren gegen achtzig Wagen mit Freiwilligen aus Berlin. Auf Scharnhorsts Fragen, ob Majestät sich nun überzeuge, antworteten die rollenden Tränen aus des Königs Augen. Die Rinde des Mißtrauens, welche die bitteren Unglücksjahre in sein Herz gezogen hatten, war geschmolzen." Die ganze Blüte der Jugend erschien auf dem Plan, um sich anwerben zu lassen, vor allen die studentische Jugend. Allein von der Berliner Universität meldeten sich 258 Studenten zu den Fahnen, aber auch vom Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin eilten

beispielsweise 134 Schüler zu den Waffen. Die Beamten des Berliner Kammergerichts stellten allein 58, das Stadtgericht 54 Freiwillige, binnen drei Tagen ließen sich allein in Berlin, das damals nicht viel über 150 000 Einwohner zählte, 9000 Mann zu den Fahnen einschreiben. Major von Lützow, bekannt durch seine Teilnahme an dem Unternehmen Schills, wurde vom König zur Bildung eines Freikorps ermächtigt, zu dem sich Männer wie Jahn, Friesen, Theodor Körner meldeten. Dieses Freikorps, nach seiner Kleidung die „schwarze Schar“ genannt, sollte im Rücken des Feindes den kleinen Krieg führen, sowie in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände erregen. „Nirgend“ — schreibt Karl Immermann — „stand der junge grüne Hain so dicht als in der Lützowschen Freischar. Hier war der Student Nebenmann des Professors; Aerzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren in die Jägerkompagnien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen. Die Lützowsche Freischar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet.“

Zu den Kämpfern des Lützowschen Korps gehörte auch Eleonore Prochaska, die Tochter eines Potsdamer Unteroffizieres, die sich heimlich als freiwilliger Jäger August Renz hatte aufnehmen lassen und deren Geschlecht unentdeckt blieb, bis ihr in dem Gefecht an der Göhrde (15. September 1813) von einer Kartätsche der linke Schenkel zertrümmert wurde.

Aber das erlösende Wort des Königs zum Losschlagen ließ noch immer auf sich warten. Der König in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit hielt sich durch den Wortlaut des Allianzvertrages gebunden und wollte nicht eher damit brechen, als bis Napoleon „sich ins Unrecht versetzt habe“. Für dieses Zögern, für dieses Hinhalten hatte man im Volk kein Verständnis. Die Verhandlungen mit Rußland gerieten ins Stocken. Da war es wieder Stein, der, wie so oft schon, eine günstige

Entscheidung herbeiführte. Er verließ Königsberg und erbot sich Kaiser Alexander gegenüber, selber zur Wegräumung der bestehenden Schwierigkeiten nach Breslau zu reisen. Das geschah. Stein setzte es beim König durch, daß Scharnhorst ins russische Hauptquartier nach Kalisch zum Abschluß mit dem Zaren geschickt wurde Am 27. Februar kam hier ein Bündnisvertrag zum Abschluß, worin sich Rußland zur Stellung von 150 000, Preußen 80 000 Mann für den Krieg gegen Frankreich verpflichtete. Der Zar sicherte seinem Bundesgenossen zu, ihn in die alte Machtstellung vor dem Krieg von 1806 wieder einzusetzen; über die genauere Gestaltung der künftigen Grenzen Preußens aber wurde leider keine Verabredung getroffen, und es kam darüber später zu ernsten Verwicklungen, bei denen es sich zeigte, daß das Vertrauen auf die allgemeinen Zusicherungen Rußlands wenig gerechtfertigt war.

Am 15. März fand bei dem Dorfe Spahlitz in der Nähe von Oels die denkwürdige Zusammenkunft zwischen Friedrich Wilhelm und Alexander statt. Ueberall in den Städten und Dörfern, welche die Monarchen auf der Fahrt nach Breslau passierten, läuteten die Glocken, erschollen die Jubelrufe der freudig erregten Menge.

Und nun entfesselten die Stiftung des Eisernen Kreuzes, die Kriegserklärung (16. März), am 17. die „Verordnung über die Organisation der Landwehr“ und der von dem Ostpreußen v. Hippel, Neffen des bekannten Schriftstellers, verfaßte Aufruf des Königs „An mein Volk!“, ein im absoluten Preußen unerhörter und die neue Zeit ankündigender Vorgang, erst vollends die Freudigkeit und den Vaterlandsjubel des Preußentums und des zu diesem stehenden jungen deutschen Patriotismus allüberall. Es hieß darin: „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen,

der Spanier und Portugiesen! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginn ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag." In ähnlichen warmen und begeisternden Worten sprach der König in einem Aufruf: „An mein Kriegsheer!"

Des Königs Ruf steigerte noch die Begeisterung, die bereits der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps entfacht hatte. Es waren Tage der Erhebung, welche die Schmach und das Elend vieler Jahre vergessen ließen. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", sang der Dichter der Freiheitskriege. Es gab nur noch einen Gedanken: Das Vaterland ist in Gefahr! In aller Herzen klang die Mahnung: „es ist ein Feind, vor dem wir zittern, und eine Freiheit macht uns alle frei!" Der Andrang zum Kriegsdienst und die allgemeine Opferfreudigkeit überstiegen alle Erwartungen: wer nur die Waffen tragen konnte, selbst Knaben und Greise, entzogen sich den gewohnten Beschäftigungen und den Armen der Lieben, um sich der Befreiung des Vaterlandes zu widmen. Die vaterländische Erhebung war mit einem tiefen religiösen Ernst verbunden, aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahls hinweg zogen die Freiwilligen in den „heiligen" Krieg; die friedlichen Prediger auf den Kanzeln verwandelten sich in feurige Rufer zum Streit. Die religiöspatriotische Weihe, die über der ganzen Erhebung lag, blieb ihr Eigenartigstes und Höchstes. Wer selbst nicht mitkämpfen konnte, brachte andere Opfer dar. Ein großer, unendlicher Strom der Liebe begann durch die Herzen des in den langen Kriegsjahren ausgesogenen Volkes zu fluten und eine Opferfreudigkeit hervorzurufen, welche beispiellos dasteht in der Geschichte in ihren oft rührenden

Szenen. Noch heute, nach hundert Jahren, kann man die Verzeichnisse der patriotischen Spenden nicht ohne Rührung durchlesen. Die Gaben an barem Gelde, an Schmuck nnd Kostbarkeiten, an den Bedürfnissen zur Ausrüstung und Verpflegung der Krieger, zur Heilung der Verwundeten und Kranken flossen in immer steigender Fülle zusammen. Die Invaliden, die Witwen und Waisen gaben ihr Letztes, die Kinder ihr Liebstes hin. Die goldenen Trauringe wurden gegen eiserne hingegeben; das ergreifendste Opfer brachte eine Breslauer Jungfrau dar, Ferdinande v. Schmettau, die ihr prächtiges langes Haar für das Vaterland opferte. Frauenvereine traten ins Leben und leisteten bald in den Lazaretten die besten Dienste. Patriotische Aufrufe, Gedichte, Flugblätter, Schmäh- und Spottschriften gegen Napoleon erschienen in Massen und steigerten die allgemeine Erregtheit; es erwuchs eine populäre Literatur, welche die Ereignisse und Stimmungen des Tages begleitete, wie einst im Reformationszeitalter. Wer kennt nicht die frischen begeisterten Reiter-, Schlacht- und Freiheitslieder Körners, die „Geharnischte Sonette" Rückerts, die schwermütigen Weisen des ritterlichen Max von Schenkendorf von Kaiser und Reich, die zornigen Gesänge Arndts, die Kriegsmut und Haß gegen die Knechtschaft in die Massen gossen! Die Literatur nahm teil an dem warmen Leben des Tages und an der großen Bewegung, die durch die Nation ging.

Schon vor dem „Aufruf an Mein Volk" war Yorcks Korps in die Mark eingerückt. Hier traf den Helden von Tauroggen ein Schreiben des Königs, welches ihn aus langen bangen Zweifeln befreite. Es bestätigte ihm, daß er „wegen jener Konvention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei" dastehe. Am 17. März, dem Tage des „Aufrufs", zog er in Berlin ein. „Der Prinz Heinrich, Bruder des Königs" — berichtet darüber ein im Gefolge Yorcks befindlicher Offizier als Augenzeuge — „holte ihn mit einem zahlreichen Gefolge ein. Der Empfang, der Yorck und seinen tapferen Kriegern wurde, übertraf an Begeisterung und Freude alles, was die kühnste Erwartung und die reichste Phantasie sich nur irgend vorstellen konnte. Es waren vaterländische Krieger, Brüder und Landsleute, Söhne eines Stammes, die durch ein gemeinsames Band, durch gleiche

Gesinnungen, durch Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, durch gemeinsam überstandene Leiden und Drangsale, durch gleiche Gefühle des Kampfes für die Befreiung und Selbständigkeit des Staates und für die Wiederherstellung und Befestigung des von den Vorfahren ererbten Ruhmes miteinander eng verbunden und verschlungen waren. Der Jubel nahm kein Ende, Kränze und Blumen flogen aus allen Fenstern auf die Vaterlandssöhne und ihre tapferen Führer herab, es herrschte eine gegenseitige Innigkeit und Rührung, die sich durch Worte nicht schildern lassen." Und ein anderer Augenzeuge des Einzugs, der später so berühmt gewordene Naturforscher und Pädagoge Karl v. Raumer, schreibt*): „ein unvergeßlicher Tag bleibt mir der 17. März! es war der Tag, da Yorck mit seinem Korps in Berlin einzog. Eine Menge war ihm schon entgegen gegangen und geritten, auch Prinz Heinrich von Preußen und mehrere russische Generale. Schleiermacher und Buchhändler Reimer drängten sich mit mir so nahe als möglich zu Yorck, wir begleiteten ihn bis in einen der Schloßhöfe, wo er abstieg. Ein grimmiger Ernst war auf seinem Gesicht geschrieben; hatte der König gleich vor einigen Tagen seinen entscheidenden Schritt für gut geheißen, so lastete doch die ungeheure Aufgabe auf ihm, jenen Schritt durch Besiegung des mächtigen Feindes tätlich zu legitimieren. Abends führte man Yorck zu Ehren im Opernhause Reinhardts Liederspiel „Liebe und Treue", dann „Wallensteins Lager" auf. Daß man im zweiten Stück eine Menge Beziehungen auf Yorck und sein Heer fand, versteht sich von selbst; in das Reiterlied stimmte die ganze Versammlung begeistert ein."

Die Freiheitskriege nahmen ihren Anfang! Noch blieb das übrige Europa dem Kampfe fern. In Oesterreich war der patriotische Aufschwung von 1809 verraucht, Kaiser Franz und sein Minister Metternich hielten vorsichtig zurück, und selbst England, der zäheste und unversöhnlichste Gegner Napoleons, fand nicht den raschen Entschluß, sich mit den beiden Festlandsmächten zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen.

---

*) Erinnerungen aus den Jahren 1813—1814, hersg. von Christian Meyer, 1911.

Ebenso standen die übrigen deutschen Regierungen, soweit sie nicht sogar im Rheinbund auf der Seite Frankreichs fochten, vorerst abwartend zur Seite. Ihnen galt die Erhebung des preußischen Volkes als ein tollkühnes Unternehmen, von dem sich jeder Vernünftige fernhalten müsse. Von deutschem nationalem Gefühl war so viel wie nichts bei ihnen zu spüren. Das Reinigungsfeuer der schweren Not, die über Preußen hereingebrochen war, hatte die neugeschaffenen Königreiche des Südens verschont. So blieben ihnen die Wonnen der Siegesfreude, die der am reichsten empfindet, der am tiefsten gelitten hat, fremd. Die teuersten Güter des Lebens mußte Preußen mit seinem Herzblute wieder erkämpfen, aber es lernte dafür in der bösen Zeit den Blick nach innen richten und die argen Gebrechen erkennen, und in der großen Erhebung des Volkes vo 1813 zeigte es, daß die Einkehr eine Umkehr geworden war.

Großgörschen—Bautzen—Waffenstillstand

Napoleons Genie und organisatorisches Talent zeigte sich nie glänzender als in den ersten Monaten des Jahres 1813. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Aber der Zauber des Napoleonischen Namens, die Schnellkraft und dämonische Energie seines Charakters waren noch wirksam genug, trotz der erschütternden Unglücksschläge sowohl in Frankreich als in Italien und den Rheinbundstaaten den Gedanken an Widerstand gegen diesen gewaltigen Willen niederzuhalten. In unglaublicher Schnelligkeit stampfte der Fuß des Imperators neue Armeen aus dem Boden; die erschöpften, totmatten Länder mußten ihre letzte Kraft aufbieten. Die zertrümmerten Reste der Großen Armee wurden gesammelt und wieder kriegstüchtig gemacht. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. Ohne jede militärische Uebung, oft ohne Waffen, zogen diese frischen jungen Truppen ins Feld, während des Marsches wurden sie notdürftig ausgebildet. Reiterei und Artillerie waren fast gar nicht mehr vorhanden; allein die rastlose, energische Tätigkeit des wunderbaren Mannes wußte in kürzester Zeit aus diesen rohen Massen kriegstüchtige Armeekorps zu bilden, so daß Napoleon zum Erstaunen Europas wieder im Felde erscheinen konnte, noch ehe die Verbündeten den Angriff recht begonnen hatten. In den letzten Tagen des April rückte er selbst mit dem Hauptheer auf der Frankfurt—Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vizekönigs Eugen.

Nicht auf gleicher Höhe standen die Rüstungen der Alliierten. Rußland hatte nur einen Teil seiner Streitmacht zur

Verfügung, Preußen stellte ein reguläres Heer von 128 000 Mann, dazu 150 000 Mann Landwehr. Da aber die Ausrüstung zum Teil ungenügend war und die Einschließung der von den Franzosen besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe bedeutende Streitkräfte in Anspruch nahm, so waren im März nur 36 000 Mann unter Blücher, Bülow und Borstell in der Mark für den Angriffskrieg verfügbar. Der mit dem Oberbefehl über die russisch-preußische Armee betraute russische Feldmarschall Kutusow zog, statt nach Scharnhorsts Plan sofort in Deutschland einzudringen und den Rheinbund zu sprengen, im März langsam durch Sachsen, dessen König nach Prag floh, nach Thüringen. Unter und mit ihm Blücher, der schon in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend vorrückte und seine leichten Truppen weit nach Westen, über Gotha hinausschweifen ließ. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe. Am 2. April kam es in Lüneburg und am 5. April bei Möckern zu den ersten blutigen Zusammenstößen. In dem Gefecht bei Lüneburg entschied den Kampf um die Stadt die zwanzigjährige Johanna Stegen, „das Mädchen von Lüneburg", dadurch, daß es den Preußen, die sich verschossen hatten, aus einem umgestürzten Munitionswagen mitten im Kugelregen in ihrer Schürze Patronen zutrug, ohne selbst verwundet zu werden. Bei Möckern schlugen die Preußen aus ihrer Stellung den überlegenen Feind in heißem Kampf zurück und zwangen den Vizekönig zum Rückzug über die Elbe. Ein Versuch Kleists, Wittenberg den Franzosen zu entreißen (17. April), mißlang dagegen. Auch von den Festungen östlich der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen abgenommen. Die russische Hauptarmee mit Kaiser Alexander zog erst am 24. April in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen; aber die Hoffnung, den König von Sachsen zum Anschluß zu bewegen, erwies sich als eitel. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfeld, in dem sumpfigen,

von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Der treffliche Schlachtplan Scharnhorsts kam nicht zur Ausführung; der Oberbefehlshaber General Sayn-Wittgenstein, ein tapferer, wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn, der den vor kurzem verstorbenen unfähigen Kutusow im Kommando abgelöst hatte, beging Fehler auf Fehler, während dem Feldherrnblick Napoleons, der sich an dem Tage schonungslos aussetzte und seine jungen Truppen in höchste Begeisterung zu setzen wußte, sowie der Umsicht des Marschalls Ney keine Schwäche des Feindes entging. Um die Dörfer Rahna, Caja, Groß- und Klein-Görschen wurde mörderisch gekämpft; unaufhörlich wechselte der Besitz dieser Positionen und bis zum Eintritt der Finsternis schwankte der Sieg. Am Ende aber behauptete Napoleon, der am Nachmittag mit frischen Truppen anlangte, doch das Schlachtfeld. Die Preußen unter Blücher und Yorck hatten das Beste getan und waren von den Russen keineswegs genügend unterstützt worden.

Die Finsternis der Maiennacht deckte eine ungeheuer blutige Walstatt. Auf dem Schlachtfeld lagen 22 000 Franzosen, 15 000 vom Korps Ney allein, und 11 500 Verbündete, davon 8500 Preußen. 53 preußische Offiziere hatten den Heldentod gefunden, 244 waren verwundet. Deutsche Todesverachtung und Tapferkeit waren über jedes Lob erhaben. „Selbst die Toten" — schreibt ein Mitkämpfer — „lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Man hörte keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegten, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ja ruhmvoll gefallen." Die Russen erkannten die heldenmütige Bravour ihrer Waffengefährten mit Bewunderung an; sogar Napoleon entfuhr beim Anblick des Todesmutes der Preußen der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt!", und der Russe Graf Nesselrode schrieb nach Wien: „Die preußischen Truppen haben sich mit dem höchsten Ruhm bedeckt; sie sind wieder die Preußen Friedrichs

geworden." Die Franzosen hatten kein Siegeszeichen erbeutet, keinen Gefangenen gemacht, aber 800 verloren. Im Flammenschein der brennenden Dörfer sammelten sich die Truppen der Verbündeten auf dem Schlachtfeld. Noch konnte es zweifelhaft sein, ob sie endgültig geschlagen seien, und viele Preußen mochten es in dem stolzen Gefühl ihrer Tapferkeit nicht glauben. Noch in der Nacht sammelte Blücher 11 Schwadronen Kavallerie zu einem kecken Angriff, der freilich nichts weiter erzielte, als den Franzosen gewaltigen Schrecken einzujagen, wobei Napolenn beinahe gefangen worden wäre. Jedenfalls konnte der Rückzug hinter die Elbe in voller Ruhe und Ordnung angetreten werden. Es war falsch, wenn der König im Grimm über den durch den Zaren ihm aufgezwungenen Abmarsch von einem „zweiten Auerstädt" sprach. Diesmal bewies gerade die musterhafte Haltung der Truppen beim Rückzug ihre ungebrochene Zuversicht, ihr nur noch erhöhter Kampfesmut, daß die Niederlage von Groß-Görschen das Vorspiel zu künftigen Siegen war. Hingerissen von dem Anblick der wiedererwachten deutschen Waffengröße sang E. M. Arndt sein Lied auf den Tag von Groß-Görschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen,
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst, „der deutschen Freiheit Waffenschmied". Voll Zorn und Schmerz die unglückliche Wendung der Schlacht wahrnehmend, hatte er eine leichte Verwundung erhalten. Trotz der Mahnung der Aerzte zur strengsten Schonung reiste er nach Oesterreich, um den Beitritt des Kaiserstaates zur Allianz durch persönliche Ueberredung zu erwirken. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse, „wie dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: an Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kom-

mando eines Tages!" Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er in Prag seiner Wunde. „Tragischer" — sagt Treitschke — „hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Ueberlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen,
Drum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!"

Nach dem Tage von Groß-Görschen erfüllte sich zunächst das Geschick Sachsens. In dem Kriege von 1806 hatte sein Kurfürst Friederich August nur notgedrungen auf Preußens Seite gestanden. Nach der Schacht bei Jena Napoleon völlig preisgegeben, schloß er mit diesem Frieden, trat als König von Sachsen dem Rheinbund bei und ward einer der treuesten Bundesgenossen Napoleons, der ihm 1807 auch das Herzogtum Warschau verlieh. Nach dem unglückseligen russischen Feldzug sagte sich Friedrich August trotz der Aufforderung Preußens und Rußlands nicht von Napoleon los, sondern entwich vor dem in Sachsen eindringenden Heere der Alliierten, wie schon im Jahre 1809, mit seinem Grünen Gewölbe über Regensburg nach Prag. Die Lage des schwachen Fürsten war schwierig; er mußte früher als die andern Rheinbundkönige einen Entschluß fassen in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war. Er wollte von seiner polnischen Krone nicht lassen und hielt zunächst die Niederlage seines großen Alliierten für undenkbar. Er versuchte daher, sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Oesterreichs anzuschließen, und traf am

20. April mit diesem ein geheimes Abkommen. Jetzt, nach dem Siege von Groß-Görschen, erhielt er von Napoleon in drohenden Worten den Befehl, augenblicklich nach Dresden zurückzukehren, Torgau den Franzosen zu öffnen und die sächsischen Truppen zum General Reynier stoßen zu lassen. Der alte, kleinmütige Fürst willigte in alle Forderungen „seines allergnädigsten Gebieters" und zog unter dem Schutze französischer Bajonette wieder in Dresden ein. Torgau wurde mit überreichem Kriegsmaterial den Franzosen ausgeliefert; der bisherige Befehlshaber der Festung, General Thielmann, trat allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte unter wiederholten Gefechten, wie bei Colditz (5. Mai) und Bischofswerda (12. Mai), unaufhaltsam nach. In der Gegend von Bautzen trafen die Heere wieder aufeinander, und auch hier erleichterten die schwankenden Dispositionen im Hauptquartier der Verbündeten dem großen Strategen seine Aufgabe. Hätte Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternommen, bevor dieser seine Armee, die zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg stand, zusammengezogen hatte, so wäre ein Erfolg möglich gewesen. Aber die russische Führung beschloß, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen. Ausschlaggebend war hiefür in letzter Zeit noch Hardenbergs politische Einwirkung gewesen, der wenige Tage vor der Schlacht den Staatsrat Hippel in das Hauptquartier mit der bedeutsamen Mitteilung geschickt hatte, daß das Bündnis mit Oesterreich unfehlbar in kürzester Zeit zu erwarten sei. Im Interesse dieses Anschlusses sei es unbedingt nötig, zu zeigen, daß Preußen nicht überwunden sei. Entzückt von diesem Entschluß zur Schlacht war vor allem der alte Blücher. „Wihr stehn" — schrieb er am 15. Mai an seine Frau — „ietzt wieder mit dem Feinde ins gesicht und sehn eine 2te Schlacht entgegen, ich denke, es soll Napoleon nicht besser wie bey der ersten gehn, wihr haben uns völlig wider erholt und sind schlagfertig, unsre braven Leute voller mut . . . . seid ohne Sorge, gott steht der gerechten Sache bey und ihr werdet guhte

nachricht erhalten. Die Franzosen mögen Wind machen so vill sie wollen, den 2ten Mai werden sie Schwerlich vergessen."

Das Schlachtterrain von Bautzen liegt im Gebiet der Spree, die 7 Kilometer südlich von Bautzen am Drohmberg aus dem Lausitzer Gebirge heraustritt. Sie durchströmt auf dieser Strecke und noch 3 Kilometer hinter Bautzen bis zu dem Oertchen Burk ein an vielen Stellen ziemlich schmales Tal, welches von beiden Seiten vielfach von felsigen Ufern eingeengt ist. Noch eine Meile unterhalb der Stadt treten solche Felsenvorsprünge an das Ufer heran. Nordwärts hinter Burk treten die Höhen wieder zurück. Das Spreetal verbreitert sich wieder, bis nach einer Strecke von 2 Kilometern abermals das Tal durch zahlreiche, an den Fluß herantretende Höhen verengt wird. Links treten die Höhen von Nieder-Gurig, rechts die von Kreckwitz an den Fluß heran. Nunmehr strömt die Spree bis zur Mündung des Löbauer Wassers durch ein 7 Kilometer breites, schwer passierbares Wiesental. Zur Verteidigung hatten die Verbündeten die Drohmberg-Kreckwitzer Höhen östlich von Bautzen ausersehen. Auf diesem die Uebersicht sehr erschwerenden Gelände nahm die Stellung der Armee fast zwei Meilen ein. Den linken Flügel bildeten die Russen unter General Gortschakoff, das Zentrum die Preußen unter Yorck und Blücher, den rechten Flügel wieder die Russen unter Barclay de Tolly. Durch die Defensivaufstellung der Verbündeten gewann Napoleon Zeit, seine Streitkräfte zusammenzuziehen. Ein weiterer Fehler der Alliierten war, daß von der Hauptarmee die zwei schwachen Korps von Yorck und Barclay de Tolly durch ein Ausfallgefecht die heranrückenden, dreifach überlegenen Abteilungen Neys und Lauristons zurückwerfen sollten. In dem blutigen Gefecht bei Königswartha (12. Mai) fand Yorck hierbei zum ersten Male die heißersehnte Gelegenheit, als selbständiger Führer durch seine wunderbare Zähigkeit und Verwegenheit, den Beweis für die Berechtigung seiner kühnen Tat vom verflossenen Winter zu erbringen. Die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee konnte allerdings nicht aufgehalten werden.

Auch während der zweitägigen Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai), in der 170 000 Franzosen 80 000 Russen und Preußen gegenüber standen, wurden seitens der russischen

Leitung schwere Fehler gemacht. Die Verbündeten erwarteten, wie wir gesehen haben, den Angriff in allzuweit ausgedehnter Aufstellung auf dem rechten steilen Ufer des tiefen Spreetales, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an die waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Der Schlachtplan Napoleons, diesen rechten Flügel zu werfen, dann das Zentrum der Verbündeten zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hineinzuzwingen, wurde völlig verkannt, die Dispositionen der Feldherren durch das persönliche Eingreifen des Zaren durchkreuzt, und zur rechten Zeit fehlte immer der Entschluß, auf den gefürchteten Gegner den Angriff zu unternehmen. Die Verbündeten bewiesen die zäheste Tapferkeit; der heldenmütige Widerstand, den General Kleist dem Spreeübergang des Marschalls Bertrand entgegensetzte, die erbitterten Kämpfe desselben Generals und Blüchers um den Besitz des Dorfes Preititz gehören zu den rühmlichsten Waffentaten dieses Krieges. Drei Stunden wurde von Kleist mit Todesverachtung um die Höhen von Burk und den Ort selbst gekämpft. Schon hatte er das Dorf erobert, als er es nach einem heftigen Kampfe wieder räumen mußte. Der Feind wollte dann mit Schützen über die Spree vordringen, wurde aber von der Brigade Zieten wieder zurückgeworfen, so daß sie auf dem rechten Ufer nicht Fuß fassen konnten. Da auch die Brückenstelle am Galgenberg von der preußischen Artillerie von allen Seiten unter Feuer gehalten wurde, gelang es dem Feinde nicht, Kleist von vorn beizukommen. Da aber die anderen Uebergänge durch die Preußen verloren waren, so versuchte man, ihn zu umgehen und ihn im Rücken zu fassen, was jedoch durch eine kühne Attacke seiner Kavallerie gehindert wurde. Ungefährdet traf er spät abends in die ihm zugewiesene Stellung bei Litten ein. Am zweiten Schlachttag reichte die Umfassung der Verbündeten durch den Feind bereits bis zu dem von den Russen unter Barclay besetzten Dorfe Preititz. Ging auch dies verloren, so war die Umgehung so gut wie gesichert. Preititz mußte also unter allen Umständen gehalten werden. Schon begann Barclay aus dem Dorfe zu weichen, als Blücher sofort seine Artilleriereserve auf die nach Preititz zu belegenen Bergkuppen

auffahren ließ. Aber noch vor dem Eintreffen der Geschütze war der Ort bereits von dem Feinde genommen worden. Das Kleistsche Korps erhielt nunmehr den Befehl, Preititz zurückzuerobern. Zweimal war ihr Anstürmen vergeblich, das drittemal gelang es, das Dorf zu nehmen. Die Franzosen wurden bis Gleina zurückgeworfen. Damit ist die Armee vom Untergange gerettet worden. Auf dem linken Flügel der Verbündeten wurden die Korps Oudinot und Macdonald entschieden geschlagen, auf dem rechten freilich ebenso entschieden das schwache Korps Barclays, und auch das Zentrum war stark erschüttert. Gegen 3 Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage weiter nichts gewonnen, als den Besitz des Schlachtfeldes. Als die Monarchen das Schlachtfeld verließen, ritten sie lange schweigend nebeneinander her. Endlich sagte der König: „Ich habe anderes erwartet. Ich hoffte, wir würden nach Westen gehen, und wir gehen nun nach Osten.“ Alexander fühlte sich, wie nach Großgörschen, in der Rolle des Angeklagten und suchte nach Gründen, um die Lage möglichst günstig darzustellen: die Sache stehe nicht schlecht, noch sei nichts verloren und es werde mit Gottes Hilfe noch alles gut werden. Der König erwiderte darauf: „wenn Gott unseren Anstrengungen seinen Segen erteilt, so werden wir vor der ganzen Welt das Geständnis ablegen müssen, daß wir nur ihm allein den Ruhm des Erfolges zu danken haben.“ Alexander schwieg; er fühlte wohl, daß in den Worten des Königs eine vernichtende Kritik der russischen Führung lag. Der Verlust der Franzosen bei Bautzen war weit größer, als der der Verbündeten: 40 000 Mann waren gefallen, davon 25 000 Franzosen. „Was?“ — rief Napoleon grimmig aus — „kein Ergebnis, keine Trophäen nach einer solchen Schlächterei! Die Leute werden mir nicht einen Nagel übrig lassen.“ In der Tat war der Besitz einer Stellung, die von den Verbündeten mehr aus politischen als militärischen Gründen verteidigt worden war, nicht den Verlust eines ganzen Armeekorps wert.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege entsendete Napoleon Oudinot gegen Berlin, doch fand dieser in Bülow einen auf=

merksamen Gegner. Bei Hoyerswerda (28. Mai) und bei Luckau (4. Juni) kam es zu äußerst erbitterten Gefechten, in denen die Franzosen zurückgeworfen wurden. Mit Recht ist gesagt worden, daß namentlich das Gefecht bei Luckau zu den ruhmwürdigsten des ganzen Feldzuges gehört. Die unerhörten Anstrengungen, die harten Entbehrungen, getäuschte Hoffnungen, unter denen die Truppen so lange hin und her ziehen mußten, waren endlich durch eine Waffentat von so außerordentlichem Werte gekrönt, daß der Gewinn so mancher Schlacht dagegen gering erscheint. Schlug Bülow den Feind hier nicht zurück, so stand den Franzosen der Weg nach Berlin offen und die Hauptstadt fiel unrettbar in ihre Hände.

In denselben Tagen jedoch ging das im März von den Russen unter Tettenborn eingenommene Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Tettenborn hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig getan, wurde auch bei diesem wenigen von dem bedächtigen, schwerfälligen Senat so gering unterstützt, daß er die Stadt Ende Mai wieder räumte. Am 30. Mai besetzte Davout Hamburg aufs neue. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen. Davout behandelte die Stadt als Rebellin, legte ihr 48 Millionen Mark Banko-Kontribution auf und konfiszierte, da sie nicht bezahlt werden konnten, alle Kassen sowie die Geldvorräte der Bank (7,5 Millionen); die angesehensten Bürger wurden verbannt oder verhaftet, die Befestigungen erneuert, wobei die Einwohner selbst mitarbeiten mußten, und bei Beginn des Winters 20 000 ärmere Bewohner aus der Stadt getrieben!

Die Hauptarmee der Verbündeten sollte nach der Bautzener Schlacht ursprünglich nach der Meinung des russischen Führers Barclay, der nach der Schlacht an Wittgensteins Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, sich direkt nach Osten zurückziehen: auf den Einspruch der preußischen Generale hin bog aber die Armee nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges aus. Auf diese Weise wurde die Verbindung mit Oesterreich und damit die letzte Möglichkeit des Sieges festgehalten. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der

nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf den Feind so weit zurück, daß er die Fühlung mit den Alliierten verlor und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkte. 19 Offiziere, 207 Mannschaften und 205 Pferde betrug der preußische Verlust, während die Franzosen nach eigener Angabe 1350 Mann und 5 Geschütze verloren hatten.

Das Reitergefecht bei Haynau war die erste glänzende Waffentat nach den beiden verlorenen Schlachten. Es war der kühn und listig ausgeführte Streich eines verwegenen Husarengenerals, ein Reitergefecht, wie es in der Kriegsgeschichte nur selten vorkommt, und nach all dem Mißgeschick und der Unentschlossenheit in der jüngsten Zeit wieder einmal eine frische, mutvolle Tat, die zeigte, was die bis jetzt so ängstlich gesparte preußische Reiterei an der rechten Stelle und unter der rechten Leitung vermochte. „Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitete; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesamte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen.“ (Treitschke.)

Anders war die Stimmung im russischen Lager. Hier herrschte seit längerer Zeit Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges. Der Oberbefehlshaber Barclay de Tolly hatte über den Zustand der russischen Reiterei ein wahrhaft vernichtendes Urteil gefällt; sie sei so aus den Fugen gegangen, daß er kein anderes Mittel sähe, als ihren vollständigen Rückzug nach Polen; sie würde hier zu ihrer völligen Erneuerung und Ausrüstung mit Munition und Lebensmitteln mindestens sechs Wochen gebrauchen. Man glaubte für fremde Interessen zu kämpfen; die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen. Der Rückzug der Russen bis Polen

wäre das Ende der Koalition gewesen und die preußischen Heerführer rieten, lieber den Kampf allein fortzusetzen — Blücher wollte südlich am Fuße der Glatzer Berge dem Feinde standhalten — als auch Schlesien zu räumen. Gehe man nach Polen, schrieb Yorck, sei es höchst unwahrscheinlich, daß die Russen jemals wieder eine preußische Provinz erobern würden, die sie jetzt nicht einmal verteidigen könnten oder wollten. Der Rückzug nach Polen gäbe einen guten Teil der Heereskraft, die Hilfsquellen uud Vorräte preis und nehme dem Volke den Mut zu jeder weiteren Anstrengung. Nicht einem fremden Heere dürfe man nachziehen, sondern die Pflicht gebiete, das Land bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Aber Preußen allein war dem siegreichen französischen Kaiser nicht gewachsen, zumal die Volksbewaffnung noch immer im Rückstand war. Der Gedanke, eine Pause in dem Waffengang eintreten zu lassen, mußte daher auch bei der preußischen Heeresleitung mehr und mehr Eingang finden als die einzige Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges in der damaligen kritischen Lage. Eröffnete sich doch während dieser Zeit die Aussicht, den Beitritt Oesterreichs zur Koalition, der immer mehr als Notwendigkeit zur glücklichen Beendigung des Krieges anerkannt wurde, zu erreichen.

Dazu kamen ernste Zerwürfnisse unter den Alliierten. Den preußischen Führern war nur zu bald klar geworden, daß ihres Vaterlandes Schicksal der Mehrzahl der russischen Generale völlig gleichgültig war und keiner von den Herren Lust hatte, dafür irgend ein Wagnis auf sich zu nehmen oder gar ein Opfer zu bringen. Das war umso bedenklicher, als man preußischerseits nach dem Vorgang des Königs den russischen Verbündeten von Anfang an einen gewissen Vorrang eingeräumt und sich gewöhnt hatte, freiwillig hinter ihnen zurückzustehen. Daraus entsprang allmählich ein ganz schiefes Verhältnis, das schließlich geradezu unerträglich wurde. Denn, was seinem Kaiser und seinen Generalen zugestanden wurde, nahm der russische Offizier und am Ende gar der russische gemeine Soldat als ein ihm gebührendes Recht in Anspruch. Bei der Verteilung der Quartiere, der Anweisung der Marschrouten, der Beschaffung von Proviant und Fourage wollten die Russen dauernd bevorzugt sein. Daß sie sich im Lande eines

Freundes und Verbündeten befanden, schienen sie ganz vergessen zu haben. Gneisenau, der darüber empört war, daß die preußischen Generale von den russischen blos als „ausführende Werkzeuge" behandelt wurden, klagte bitter darüber, daß das Land durch diese Freunde ebenso ausgeplündert würde wie durch die Feinde. „Selbst unseren Soldaten," fügte er voll gerechter Entrüstung hinzu, „raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Kummer und Sorgen herbeigeschafft haben." Aber es geschah noch Aergeres: wurden doch preußische Verwundete auf dem Schlachtfelde von den Russen ausgeplündert und das Gleiche geschah sogar gelegentlich verwundeten preußischen Offizieren, wenn sie durch Zufall ohne Bedeckung unter russische Soldaten gerieten.

War es zu verwundern, wenn die Preußen vor solchen Bundesgenossen zuweilen ein Abscheu überkam? Und diese Schattenseiten des russischen Bündnisses machten sich natürlich um so lästiger, ja demütigender geltend, als der um solchen Preis gehoffte Erfolg ausblieb und der ungünstige Verlauf des Frühjahrsfeldzuges gar noch eine Verschärfung dieser Uebelstände befürchten ließ. Sie mußten schließlich zu völliger Entfremdung der beiden militärisch zusammenzuwirken berufenen Nationen führen.

Auch Napoleon ergriff den Vorschlag einer Waffenruhe mit Eifer. Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte er doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Die jungen Rekruten, aus denen sein Heer größtenteils bestand, waren aufs äußerste erschöpft. „Die Züge seines Heeres" — schreibt Häusser — „glichen nicht mehr den gedrungenen eisernen Körpern früherer Feldzüge; sie wurden bald zu losen Haufen, die einem verworrenen Knäuel gleich sich die Heerstraßen hinwälzten. Die Not der Verpflegung, meistens durch mangelhafte Einrichtung verursacht, trug rasch ihren Teil zur Auflösung bei. Wilden Banden gleich, mit zahlreichen Nachzüglern, durchzogen die Sieger von Großgörschen und Bautzen die unglücklichen Gegenden, durch die ihr Weg sie führte; Plündern, Verwüsten war zur Gewohnheit." Napoleons Ueberlegenheit an Fußvolk und Geschützen wurde völlig aufgewogen durch den Mangel an Reiterei, der ihn hinderte, über die Bewegungen des Feindes ins Klare zu kommen. Eine rasche

Entscheidung, wie er sie herbeizuführen liebte und er ihrer aus politischen Gründen dringender denn je bedurfte, durch einen großen Schlag zu erzwingen, machte ihm der unfertige Zustand seiner Armee unmöglich. Auch die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges fürchtete Napoleon. Und der tapfere Widerstand der Verbündeten rückte ein siegreiches Ende des Feldzuges noch in weite Ferne. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so konnte er hoffen, die Waffenruhe werde entweder zu einem günstigen Frieden führen oder aber ihm Gelegenheit geben, sein Heer kriegstüchtiger zu machen und neue umfassende Rüstungen vorzunehmen. Seine Versuche vor der Bautzener Schlacht, Alexander zu einem Separatfrieden zu verlocken, waren allerdings gescheitert; aber bei dem Wankelmut des Zaren erschien ein Umschwung in der Politik desselben nicht außer dem Bereich der Möglichkeit.

So kam am 4. Juni der Waffenstillstand von Poischwitz bei Jauer auf sechs Wochen zustande. Er setzte durch eine Demarkationslinie einen neutralen Raum zwischen den beiden Heeren, im wesentlichen nach dem an jenem Tage okkupierten Gebiet, fest; das soeben von den Franzosen wieder besetzte Breslau sollte geräumt werden. Die Demarkationslinie der Alliierten lief von der böhmischen Grenze über Dittersbach, Pfaffendorf, Landeshut, zog sich längs des Bober bis Rudelstadt, ging dann durch Bolkenhain und Striegau, folgte dem Striegauer Wasser bis Canth und vereinigte sich dann mit der Oder. Die Linie der Franzosen ging von der böhmischen Grenze durch Schreiberhau, Kemnitz, Bertheldorf, den Bober entlang nach Lähn, dann in gerader Linie nach Neukirch an der Katzbach und folgte dieser bis zur Oder. Alles Gebiet zwischen beiden Linien blieb neutral.

Für die politisch-militärische Lage erwies sich die Waffenruhe als heilsam, von den deutschen Patrioten wurde sie mit banger Besorgnis aufgenommen, daß alles vergebens geblieben sei. Krieg wollten alle, nur den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hofften. „Krieg!" — schrieb damals Arndt — „Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der

Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren tot trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Taglöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ". Darum wirkte die erste Nachricht vom Waffenstillstand wahrhaft niederschmetternd; der Gedanke an einen ruhmlosen Frieden schlug alle Herzen nieder. Mit beredten Worten schilderte damals Arndt den Eindruck: „Als am zweiten Pfingstfeiertage", schreibt er, „die Nachricht von der abgeschlossenen Waffenruhe nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen, die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde. Bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines unrühmlichen Friedens waren alle wie versteint." Die tiefgebeugten Hoffnungen aufzurichten, sang damals Theodor Körner:

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott!
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.
Laß nur den Wütrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in hei'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Aber das waren nur Ausnahmen, und die meisten stimmten den erbitterten Urteilen derer bei, die den Stillstand als ein „Meisterstück trostloser Gesellen" verwünschten. Seinem Volke kündigte der König die Waffenruhe mit folgenden, fast wie eine Entschuldigung klingenden Worten an: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten; ich habe ihn mit meinen Alliierten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benützen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unab-

hängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen."

Das Wort des Königs machte Eindruck, die erregten Gemüter beruhigten sich und das erschütterte Vertrauen zur Regierung kehrte wieder. Wetteifernd trugen alle Stände bei, um die Mittel aufzubringen, deren es zur Erreichung des Zieles bedurfte, über das Volk und König einig waren. Erstaunliches ist von Preußen in den nächsten Wochen geleistet worden. Die Organisation und Bewaffnung der Landwehr wurde vollendet. Für unmöglich Gehaltenes leistete das seit Jahren so schwer belastete Land: an Landwehr stellte es im ganzen 132 Bataillone Infanterie und fast 100 Schwadronen Kavallerie und an Lieferungen brachte z. B. allein die Kurmark für mehr als 30 Millionen auf. Man kann sagen, daß nach dem Erwachen des Frühjahres erst jetzt in dem preußischen Volk sein bisher wenig entwickeltes Staatsbewußtsein zu lebendigem Nationalgefühl erstarkte. Jetzt erst vollendete sich die Wiedergeburt des Staates, ähnlich wie einst der französische eine solche durchgemacht hatte unter dem Zwange der Revolution und des europäischen Krieges.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes wurde den deutschen Patrioten noch ein unverwindbar schmerzlicher Schlag zugefügt. Bis zum 12. Juni sollten nach dem Wortlaut des Stillstandes alle Parteien der Verbündeten über die Elbe östlich zurückgegangen sein; aber von dem tapferen, von Napoleon besonders gehaßten Freikorps, das Major v. Lützow im Februar in Schlesien gesammelt hatte, waren die 480 Reiter bis Hof im Vogtland gestreift, verspäteten sich, weil allzu sorglos und ungenügend unterrichtet, und wurden am 17. Juni bei Kitzen zwischen Zeitz und Leipzig von Württembergern und Franzosen vernichtet, bis auf 100 Mann, unter denen Lützow selbst und der verwundete Theodor Körner waren.

Uebrigens hat die Berechnung, welche Napoleon an den Abschluß des Waffenstillstandes knüpfte, daß es ihm während dieser Zeit gelingen werde, als der Ueberlegene im Felde zu erscheinen, sich hinterher nicht bewahrheitet, und er selbst hat auf St. Helena bitter über jenen größten Fehlgriff seines Lebens geklagt.

Nach dem Waffenstillstand

Oesterreichs Politik — Vertrag von Reichenbach

Während des Waffenstillstandes wurden die diplomatischen Versuche der Verbündeten, Oesterreich zum Anschluß an die Koalition zu bewegen, mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. Die Haltung dieses Reiches bei dem Wiederausbruch des Krieges mußte entscheidend für den Erfolg des neuen Waffenganges werden. Es fehlte in Oesterreich bis hinauf in die höfischen Kreise nicht an Kriegslust und an Neigung, das aufgezwungene französische Bündnis von 1812 abzuwerfen. Ein großer Teil der Aristokratie, die Armee und das Volk waren den Franzosen und ihrem Bündnis abgeneigt; die Tradition der Leiden und der Kämpfe, die vorausgegangen, war in ihnen mächtiger als der künstliche Kitt des neuen dynastischen Bündnisses; aller bitteren Reminiszenzen und Nachwehen ungeachtet war die Erinnerung an das Jahr 1809 noch viel zu frisch, als daß man sich ohne Widerstreben unter den bonapartischen Fahnen hätte sehen können. Allein es dauerte noch geraume Zeit, bis Kaiser Franz und sein Minister Metternich es für geraten hielten, den natürlichen Interessen Oesterreichs wie der Stimme der Nation Folge zu geben. Als „ein Gemisch von Festigkeit und Schwäche, von Ehrlichkeit und Falschheit, von natürlichem gesunden Urteil und gemeiner Kurzsichtigkeit, von Ehrgeiz und Gleichgültigkeit, von Kenntnis der Details und allgemeiner Unwissenheit, was sich zum Unglück so vieler

Millionen in Franz II. zusammenfindet" — so charakterisiert diesen ein genauer Beobachter aus seiner nächsten Umgebung. „In einzelnen Momenten von überlegenen Menschen hingerissen und geleitet, im ganzen unfähig, irgend ein Geschäft selbst zu vollbringen, ist der Kaiser doch niemals von irgend jemandem ganz beherrscht worden. So übte auch Metternich auf ihn keinen durchschlagenden und unfehlbaren Einfluß." Das weltmännisch leichte und geschmeidige Wesen Metternichs, dessen diplomatische Finessen und Doppelzüngigkeit waren nicht nach dem Geschmack seines kaiserlichen Herrn. Auch die junge Verwandtschaft mit dem Imperator und das Verhältnis zur Tochter übten bei seinem kalten und harten Charakter kaum wesentlichen Einfluß auf seine Entschließungen. Wer ihn dagegen bei seinen Gefühlen der Rache und Feindseligkeit und dem Gedächtnis früher erlittener Demütigungen zu packen verstand, konnte unbedingt auf Gehör und Einfluß rechnen. Im beschränkten Sinne immer noch ein Charakter, während sein leitender Minister — wenigstens in politischem Sinne — das Bild völliger Charakterlosigkeit darbot. Als ein Mann der alten Diplomatenschule des 18. Jahrhunderts, ein „perfekter Kavalier," wie Kaunitz von ihm sagte, mehr schlau als von weittragender politischer Berechnung, fein und geschmeidig, aber ohne sittlichen Ernst, erfindungsreich in seinen Mitteln, aber frivol und blasiert, ohne Ueberzeugung, die an die Durchführung ihrer Gedanken alles, auch die eigene Existenz setzt, sinnlich und genußsüchtig, zu leer und indifferent, um Freiheit und Nationalität für etwas mehr als Phrasen des Tages zu halten, bewunderte er an Napoleon eben das, was ihn einem Weltteil hassenswürdig machte. Das Wort, das Gentz einmal ausgeplaudert, „daß man Napoleons Macht als Universalmittel gegen die Hauptkrankheit der Zeit und als Werkzeug zur Herstellung und Aufrechterhaltung der inneren Festigkeit und Sicherheit aller Staaten betrachtet habe" — drückt wohl recht eigentlich Metternichs Ansicht aus.

Eine solche Persönlichkeit war nicht zu großen und kühnen Maßregeln, sondern eher zu diplomatischem Flickwerk geeigenschaftet. Zeit gewinnen und geschickt zu lavieren, nach beiden Seiten hin zu lauern, wo die geringste Gefahr und der größte

Vorteil zu erlangen war, und wenn es irgend anging, durch eine geschmeidige Vermittlung sich zwischen die streitenden Parteien zu werfen, das mußten die Wege einer Politik sein, wie sie Metternich einschlug. Innere Sympathien für die deutsche und europäische Sache, die gegen Napoleon auszufechten war, fielen hier nicht ins Gewicht; wenn von persönlicher Hinneigung die Rede war, so empfand sie Metternich ohne Zweifel eher für Napoleon, als für die Reformer in Preußen oder für die Russen. Die drohende Uebermacht Rußlands und der nationale, freisinnige Zug, der durch die preußische Erhebung ging, waren der Wiener Staatskunst nicht minder bedenklich als eine napoleonische Gewaltherrschaft.

Seit Beginn des neuen Jahres deuteten die Berichte des französischen Gesandten in Wien mit immer größerer Dringlichkeit auf einen nahen Umschwung in Oesterreich hin. An die Stelle der Allianz von 1812 trat allmählich die Friedensverwendung, dann die bewaffnete Intervention, endlich der offene Bruch, und Napoleon selbst hat zu seinem Unglück durch Hochmut und Trotz diese Entwicklung beschleunigt. Die Entscheidung lag jetzt bei Metternich. Wenn Napoleon das Herzogtum Warschau und Illyrien aufgab, an Preußen mäßige Vergrößerung im Osten, im Polnischen gewährte, die Hansastädte und Oldenburg wiederherstellte, wollte jener ihm den allgemeinen Frieden vermitteln. Im Dresdener Schlosse begegneten die beiden einander am 26. Juni. Vom Mittag bis in die Nacht hinein dauerte die weltgeschichtliche Audienz. Im Vorzimmer fand Metternich zahlreiche Generale und Minister versammelt, die mit bemerkbarer Aengstlichkeit in ihren Zügen das Antlitz des österreichischen Staatsmannes prüften. Marschall Fürst Berthier geleitete ihn bis zur Türe des Empfangszimmers. „Nun,“ sagte er zu Metternich, „bringen Sie uns den Frieden? Seid doch vernünftig . . . . beenden wir den Krieg, denn wir haben es notwendig, daß er aufhöre, und ihr soviel wie wir!“ — „Da sind Sie also, Herr von Metternich,“ begann der Kaiser; „Sie kommen sehr spät,“ und indem er nun ohne weiteres zur Schilderung der politischen Lage überging, machte er Oesterreich die heftigsten Vorwürfe darüber, daß seit dem Abschluß des Waffenstillstandes zweiundzwanzig Tage verflossen seien, ohne

irgendwelche Resultate für den Frieden ergeben zu haben. Durch die österreichische Politik sei er verhindert worden, die Russen und Preußen zu vernichten. „Unter dem Vorwande, den Frieden herbeizuführen, habt ihr gerüstet und nun, wo eure Rüstungen beendet sind, oder doch beinahe, maßt ihr euch an, mir Bedingungen vorzuschreiben, welche die meiner Feinde sind . . . Wollen Sie den Krieg mit mir? Also sind die Menschen unverbesserlich! Die Lehren nützen ihnen niemals! Ich habe die Russen und Preußen geschlagen. Wollt ihr auch euren Teil haben? Ich gebe Ihnen im Oktober Rendezvous in Wien." Wie dann Metternich es ruhig betonte, daß man nichts als einen billigen Frieden wolle, und die obengenannten Bedingungen aufzählte, geriet der Kaiser in heftigen Zorn. „Ich weiß euer Geheimnis; ich weiß, was ihr im Grunde alle wollt. Ihr Oesterreicher wollt ganz Italien, eure Freunde, die Russen, wollen Polen, die Preußen Sachsen, die Engländer Holland und Belgien, und wenn ich auch heute nachgebe, werdet ihr morgen weiter fordern. Aber da müßt ihr euch rüsten, Millionen auszuheben, das Blut von Generationen zu vergießen und auf den Höhen des Montmartre mit mir zu unterhandeln." Als ihm Metternich die Jugend seiner Truppen vorhielt und darauf hindeutete, daß dies seine letzten Streitmittel seien, sagte er ihm: „Sie sind kein Soldat, Sie haben nie gelernt, das eigene und fremde Leben zu verachten, wenn es sein muß. Was bedeuten mir 200 000 Menschen? Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können nicht verstehen, was ich empfinde. Kommen sie geschlagen in ihre Residenzen zurück, so liegt ihnen wenig daran. Aber ich, ich bin Soldat; ich kann nicht geschlagen in die Mitte meines Volkes zurückkehren, ich muß groß, berühmt bleiben." Im weiteren Verlauf der Unterredung ließ sich Napoleon so weit hinreißen, seine Heirat mit Maria Luise als einen großen Fehler in seiner Politik zu bezeichnen.

Soweit der Bericht aus Metternichscher Quelle. Nach französischer Darstellung soll Napoleon dem Unterhändler u. a. in höchster Wut zugerufen haben: „Metternich, wieviel hat Ihnen England bezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" In der Aufregung sei Napoleon der Hut zu Boden gefallen und Metternich habe ihn liegen lassen. Darin

stimmen alle beide Berichte überein, daß die denkwürdige Unterredung völlig resultatlos verlaufen ist.

Schon am Tage nach der Dresdener Audienz Metternichs (27. Juni) erfolgte zu Reichenbach in Schlesien der eventuelle Beitritt Oesterreichs zur Koalition. Der Donaustaat verpflichtete sich, zu den Verbündeten zu treten, wenn Frankreich bis zum 20. Juli Metternichs vermittelnde Bedingungen nicht annähme; die Frist wurde noch bis zum 10. August verlängert, während ein Kongreß zu Prag, dem Napoleon am 30. Juni zustimmte, am 10., dann 12. Juli zusammentreten sollte. Hier kam es hauptsächlich nur zu spitzigen Schriftstücken über Geschäftsordnungsfragen. Mit dem Glockenschlage von Mitternacht auf den 12. August erklärten die Vertreter Rußlands und Preußens ihre Vollmacht für erloschen und Metternich beauftragte Gentz mit dem Kriegsmanifest. Auf dem Hatzfeldschen Schlosse Trachenberg in Schlesien hatten sich schon am 12. Juli Rußland, Preußen und Schweden über den von dem preußischen Generaladjutanten v. d. Knesebeck entworfenen Kriegsplan geeinigt. Nun war man auch Oesterreichs, überhaupt des Fortganges des Kampfes sicher; „die Kriegserklärung des 11. August an sich war in Deutschland die atembefreiende Erlösung aus der bangen Gedrücktheit; alle herrliche Freudigkeit der ersten Frühlingstage kehrte mit getrösteter und vermehrter Zuversicht zurück."

In Preußen war während des Waffenstillstandes allmählich die ganze Reserve, Landwehr und Landsturm unter Waffen getreten. Die Streitkräfte der Verbündeten betrugen etwa 800 000 Mann, die der Franzosen um ein Drittel weniger. Drei große Heere wurden aufgestellt: das böhmische, das schlesische und das Nordheer, alle gemischt aus den Truppen der verschiedenen Alliierten. Die Heere sollten nach Vereinigung in der großen sächsischen Ebene streben, um die französische Armee von allen Seiten zu umfassen. Das böhmische Heer war das stärkste, zu ihm begaben sich die verbündeten Monarchen. Hauptkommandierender desselben, zugleich Oberbefehlshaber war der österreichische Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg. Er hatte im russischen Feldzug den Oberbefehl über das österreichische Hilfskorps gehabt und im April 1813 vergebens in Paris den Frieden zwischen

Frankreich und Rußland zu vermitteln gesucht. Seine Stellung neben den drei Monarchen war eine höchst schwierige und lähmte seine kriegerischen Aktionen. Doch zeigte er sich später bei Dresden und Leipzig nicht eben als großer Feldherr und unterstützte namentlich bei der Verfolgung der Franzosen und dem Einmarsch in Frankreich 1814 Metternichs zurückhaltende Politik nur zu bereitwillig durch seine altmodische, pedantische, strategische Theorie, das Heil nicht in der Schlacht, sondern in der militärischen Attitüde zu sehen, auf Grund deren er nie einen Erfolg ausbeutete. Sein Generalstabschef war der Feldmarschall-Leutnant Graf Radetzky, der sich ein Menschenalter später, als Achtzigjähriger, in Italien unsterblichen Kriegsruhm erwarb. Oberbefehlshaber des Nordheeres war der Kronprinz von Schweden, der vom Sohn eines Advokaten zum Nachfolger der Wasa emporgestiegen war. Von seinen kriegerischen Talenten hatten die Alliierten eine übertrieben hohe Vorstellung, doch gingen diese Hoffnungen nur sehr unvollkommen in Erfüllung. Seine Ankunft auf deutschem Boden verzögerte sich ungebührlich lang, seine Truppenmacht war geringer an Zahl als ausbedungen war und in ziemlich dürftiger Verfassung. Er hatte Hamburg nach Tettenborns Abzug wieder an die Franzosen fallen lassen, war jedem kühnen Kriegsplan abgeneigt und schonte seine Schweden — manchmal gegen deren Willen — so viel wie nur immer möglich. Zum Glück für die nationale Sache standen ihm in den preußischen Generälen Bülow, Borstell und Tauentzien kriegskundige, unternehmende und patriotische Männer zur Seite, denen es, wenn es sein mußte, nicht darauf ankam, auch einmal gegen den Befehl des Oberkommandierenden selbständig und energisch in den Gang der kriegerischen Ereignisse einzugreifen.

Das schlesische Heer befehligte Blücher, und unter ihm gab diese Armee, ursprünglich nur eine Art Reservearmee, bald den eigentlichen Ausschlag. Er ist der volkstümlichste Held der Freiheitskriege. Seine kleinen Schwächen sollen hier nicht verschwiegen werden: sein zügelloses Jugendleben machte sich bis an sein Lebensende bemerklich, das Spiel liebte er leidenschaftlich und trotz der Freigebigkeit des Königs waren seine Vermögensumstände nie geordnet. Aber was bedeuten diese schwachen

Schatten in dem Gesamtbild des Mannes. Es war ungleich mehr als die Tapferkeit des Haudegens — sagt Treitschke treffend —, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne, hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte: gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen, tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, immer der höchsten Wirkung sicher. Ueberall wohin er kam, gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als ein deutscher Edelmann. Im Alter beklagte er oft, daß er über den Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Der pedantische Zwang unnützer Paradestücke war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! Von seiner Mannschaft durfte er das Unmöglichste verlangen, wenn sein Vorwärts! aus seinem Auge blitzte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm, wie bei Stein, in einer schlichten Frömmigkeit. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen der brausenden Volksbewegung. „Dichten Sie man druf," sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten, „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!"

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihn niemals verstanden, geschweige denn anerkannt, und unser Held quittierte

darüber mit dem köstlichen Satz: „dis Volk ist mich zuwider", während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes" der Engländer von Herzen behagten.

Ein hohes Glück war es, daß dieser kühne, energische Mann der Tat als Generalstabschef einen Gehilfen zur Seite hatte, der seine oft allzu stürmische Natur zügelte und die Ruhe der Prüfung, die Umsicht des Urteils und die geistige und kriegswissenschaftliche Bildung besaß, die Blücher abging, Gneisenau, den der alte Feldherr wohl selbst seinen „Kopf" nannte.

Die Schlachten von Dresden, Kulm und Nollendorf

26., 27., 29., 30. August

Was Napoleon kaum jemals vorgekommen, geschah jetzt: er ließ den Gegner den Angriff beginnen. Während er Anstalten traf, das Schwarzenbergsche Heer anzugreifen und sein Heer in den böhmischen Gebirgskessel vordringen ließ, kam die unerwartete Nachricht, daß Blücher in Schlesien zum Kampfe geschritten und im siegreichen Vordringen begriffen sei. Da brach Napoleon rasch gen Schlesien auf, gegen das böhmische Heer nur unzureichende Streitkräfte zurücklassend. Dem letzteren wurde es dadurch möglich, ungehindert den Vormarsch gen Sachsen anzutreten. Seine unbehilflichen Massen überschritten langsam den Kamm des Erzgebirges, zogen anfangs nordwestwärts in der Richtung nach Leipzig, um dann erst nach Osten gegen Dresden abzubiegen. Ermüdet von den schwierigen Märschen im Gebirge langte etwa ein Drittel des Heeres, 60 000 Mann, am Nachmittag des 25. August auf den Höhen an, welche die Stadt an dem linken Elbufer umschließen. Die Verbündeten ließen leider den günstigen Augenblick, da die schwach besetzte Stadt leicht hätte erstürmt werden können, vorübergehen.

Die Dresdener Bevölkerung, die nach dem großen Sinne des Krieges wenig fragte, gab bereits alles verloren, der geängstigte König flüchtete in die Neustadt, auf das sichere rechte Elbufer. Aber in dem vielköpfigen Kriegsrat der drei Monarchen regierte die bedachtsame Vorsicht: man beschloß,

den Angriff zu verschieben, bis die gesamte Armee versammelt war. Unseliges Zögern! Denn unterdessen kam Napoleons Heer aus Schlesien in Eilmärschen auf der Bautzener Straße her. Beim „Mordgrund", eine Stunde unterhalb Loschwitz, an dem grauen, trüben Morgen des 26. August, verläßt der Kaiser den Wagen und steigt auf die dicht über dem Strome sich erhebende Höhe. Hier öffnet sich der Ausblick auf den lieblichen Kessel des Elbtals und gestattet einen weiten Fernblick auf das linke Stromufer. Mit triumphierenden Blicken sieht der Imperator dort drüben die dunkeln Massen der Verbündeten sich langsam von den Hügeln herabsenken, mit beiden Flügeln sich an den Strom lehnend und im weiten Halbkreise die linksseitige Stadt umklammernd. Er ist seines Erfolges gewiß und mit verhängten Zügeln sprengt er in die Stadt. Wohl war sein Heer augenblicklich noch um die Hälfte schwächer als die Verbündeten, aber mit jeder Stunde kamen neue Zuzüge und bis sie alle eintrafen, mußte die notdürftig befestigte Stadt sich halten. Auf dem Schloßplatze hielt er dann stundenlang, mit kalter Ruhe seine Befehle erteilend, während die alten Garden und die jungen Truppen im Laufschritt an ihm vorbeiziehen nach den westlichen Toren zu. Mit donnerndem Hochruf begrüßen sie ihren „kleinen Korporal"; wo sein Auge wacht, da winkt Sieg und Beute. Ein sächsischer Offizier, der droben auf dem Kreuzturm das weite Schlachtfeld wie einen Teppich zu seinen Füßen liegen sah, meldete pünktlich den Anmarsch jedes Truppenteils der Verbündeten.

Inzwischen hatten die Verbündeten auch in der Aufstellung ihrer Streitkräfte einen verhängnisvollen Fehler gemacht. Man hatte der Front eine Ausdehnung gegeben, die jede einheitliche Uebersicht unmöglich machte. Sie zog sich in einem Bogen, dessen Sehne die Elbe bildete, in einem Abstand von zwei Meilen von Blasewitz östlich bis Prieswitz westlich und wurde zudem durch den tiefen Einschnitt des Plauenschen Grundes in zwei völlig voneinander getrennte Teile geschieden. In der Frühe des 26. August griffen die Russen von Blasewitz her die französische Division Berthezène an und drängten sie nach heftiger Gegenwehr zurück. Auch die Preußen unter General

v. Kleist waren schon frühmorgens gegen den Großen Garten östlich der Pirnaer Vorstadt vorgegangen. Gegen 9 Uhr war die ganze östliche Hälfte des Gartens im Besitz der Preußen. Da traf der unglückliche Befehl ein, den Kampf bis nachmittags 4 Uhr einzustellen. Um 11 Uhr bemerkte man von der Räcknitzer Höhe aus, dem Standpunkt des Hauptquartiers der Verbündeten, den Heranzug von feindlichen Truppenmassen von der Bautzener Straße her, und es dauerte nicht lange, bis man die Gewißheit hatte, daß der Unüberwindliche selber zur Stelle sei. Die gelehrten Kriegskünstler des österreichischen Hauptquartiers dachten schon, so sehr war ihnen Angst und Schrecken in die Glieder gefahren, daran, ohne Schlacht abzuziehen, nur der entschiedene Widerspruch des Königs von Preußen zwang sie, den Angriff zu wagen. Statt seine besten Kräfte auf dem linken Flügel zu versammeln und mit ihnen in die unbefestigte Friedrichsstadt einzudringen, ließ jedoch Schwarzenberg das Zentrum und den rechten Flügel gegen die Vorstädte der Altstadt vorgehen, wo einige Festungswerke an den Toren sowie die hohen Gartenmauern der Paläste und Landhäuser den Verteidigern die Arbeit erleichterten. Nach blutigen, aber völlig planlosen Kämpfen erstürmten die Oesterreicher im Zentrum die Lunette am Falkenschlage, auf dem rechten Flügel besetzte Kleist mit seinen Preußen den ganzen Großen Garten und versuchte von da vergeblich in die Stadt selbst einzudringen.

Der Abend kam. Napoleon fühlte sich jetzt stark genug, selber zum Angriff zu schreiten. Alle Tore der Stadt sind schon in seiner Gewalt. Aus ihnen läßt er jetzt gewaltige Massen frischer Truppen zugleich vorbrechen. Im heißen Kampfe entreißen sie den Verbündeten die wenigen Stellen der Stadt, wo diese bereits festen Fuß gefaßt. Schritt für Schritt kämpfend, weichen die Alliierten schließlich auf der ganzen Linie bis auf die umliegenden Höhen zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

Die Nacht bricht an. Im Kriegsrat der Verbündeten beschloß man, in ihren Stellungen die Nacht zu verbringen, die unterwegs befindlichen Verstärkungen abzuwarten und am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern. Allein diese

Verstärkungen, durch Regen und Grundlosigkeit der Wege aufgehalten, trafen nicht rechtzeitig ein und die Franzosen gingen am frühen Morgen des 27. August selbst zum Angriff über, und zwar mit einem über Erwarten günstigen Erfolg. Denn während der rechte Flügel der Alliierten im Laufe des Tages langsam von dem Fluß und der Teplitzer Straße abgedrängt wurde, erlitt der linke eine schwere Niederlage. Die Oesterreicher standen auf der Höhe zwischen der Elbe und dem Plauenschen Grunde; sie waren rechts durch den tiefen Einschnitt des steil abfallenden Felsengrundes von der übrigen Armee getrennt und hatten versäumt, ihre Posten links bis dicht an den Fluß heranzuschieben. So konnte denn Murat, von ortskundigen sächsischen Offizieren geleitet, eine gewaltige Reitermasse durch den Hohlweg, der vom Elbtale aufsteigt, unbemerkt auf die Hochebene führen. Mehrere Vierecke des österreichischen Fußvolkes wurden niedergehauen, als er nun plötzlich im Rücken und Flanke des Fußvolkes erschien; eine ganze Division mußte, eingekeilt zwischen dem Feinde und dem tiefen Felsentale, die Waffen strecken. Der Plauener Grund und damit die Straße nach Freiberg war in den Händen der Franzosen. Ueber 10 000 Gefangene, 26 Geschütze und 15 Fahnen fielen den Siegern in die Hände.

Am Nachmittag trat die geschlagene Armee den Rückzug an. Zu dem Mißgeschick der verlorenen Schlacht kam noch die schlimme Kunde, das Korps Vandamme habe bei Königstein die Elbe überschritten und drohe den Weg nach Böhmen zu verlegen. Eine einzige Landstraße blieb damit jetzt noch für den Rückzug offen, die Straße, welche über Altenberg nach Dux in das Teplitzer Tal hinüberführt. Was dort nicht Platz fand, mußte wohl oder übel die Nebenwege einschlagen, die den Gebirgsbächen entlang in engen Felsentälern allmählich zum Kamme des Erzgebirges emporsteigen und nachher an den steilen südlichen Abhängen in unzähligen Windungen sich herniederschlängeln. Die Verfolgung des zurückziehenden Heeres fand jedoch nicht in der sonst an Napoleon bewunderten raschen und energischen Weise statt. Die Ermüdung der Truppen und die schlimmen Nachrichten von den anderen Kriegsschauplätzen bewogen den französischen Kaiser, mit seinem Heere still zu

halten. Anstatt, wie es anfangs im Plane lag, mit drei Armeekorps den Verbündeten den Rückzug auf der böhmischen Straße abzuschneiden, ihnen in den Gebirgspässen zuvorzukommen und auf diese Weise wahrscheinlich eine vernichtende Niederlage beizubringen, überließ Napoleon diese Aufgabe dem Marschall Vandamme allein. Ihm stand bei Königstein und Pirna eine ganz unzureichend russische Abteilung unter dem jungen Herzog Eugen von Württemberg (Vetter Kaiser Alexanders) gegenüber. Dem standhaften Mut und dem umsichtigen Blick desselben sowie der Tapferkeit der russischen Garderegimenter unter Graf Ostermann-Tolstoi war es zu danken, daß der Rückzug der Verbündeten über das Gebirge verhältnismäßig glücklich vonstatten ging. Unter heißen Gefechten schlug sich Herzog Eugen durch die Uebermacht des Vandammschen Korps hindurch und sicherte den Verbündeten die Rückzugslinie.

In der festen Zuversicht, von Napoleon alsbald namhafte Verstärkungen zu empfangen, stieg alsdann auch Vandamme in das Teplitzer Tal hinab. Bei Peterswalde ereilte er die Russen unter Eugen und Ostermann, und es kam aufs neue zu äußerst erbitterten Gefechten (29. und 30. August). Die Russen wurden am 29. früh angegriffen und in den Teplitzer Talkessel auf Kulm zurückgeworfen. Sie sammelten sich aber bei Priesten wieder und behaupteten an diesem Tage ihre Stellung gegen die heftigen Angriffe Vandammes. Dieser, im Glauben, daß, wie früher befohlen war, die Marschälle Mortier und Saint-Cyr mit ihren Korps ihm folgten, erneuerte am 30. mit großer Energie den Angriff auf die Verbündeten, die sich inzwischen durch russische und österreichische Truppen auf 45 000 Mann verstärkt hatten und die nun Barclay befehligte. Da erschien im Rücken der Franzosen bei Nollendorf anstatt des erhofften Ersatzes das preußische Korps des Generals v. Kleist, das in einem kühnen, beschwerlichen Marsch den Kamm des Erzgebirges überschritten hatte. So zwischen zwei Heere eingeklemmt, suchten die Franzosen, von Russen und Oesterreichern aufs äußerste bedrängt, sich einen Weg durch die preußischen Reihen zu bahnen. Aber nur ganz geringen Abteilungen gelang dies. Fast das ganze französische Armeekorps war tot, verwundet,

zersprengt, gefangen. 10 000 Mann waren gefallen, zahlreiche Geschütze und Trophäen erbeutet. Vandamme fiel in die Hände der Russen und wurde fast bis nach Sibirien in Gefangenschaft geführt. Sein durch Härte, Erpressung und Disziplinlosigkeit verhaßter Name rief, wo er durchkam, Ausbrüche von Zorn und Hohn hervor. Das bittere Spottlied Rückerts über den Henker des bremischen Landes, welches anhebt: „General Vandamme, welchen Gott verdamme", kennzeichnete die Volksstimme.

An dem Tage von Kulm verwelkten die Lorbeeren von Dresden. Die Koalition, die nach den Unglückstagen von Dresden auseinanderzufallen drohte — Metternich hatte schon wieder begonnen mit Napoleon zu unterhandeln — stand wieder aufrecht.

Schlacht bei Großbeeren

23. August

Einen nicht minder günstigen Verlauf für die Verbündeten hatten die Ereignisse beim Nordheer. Zwar wurde, dem Trachenberger Kriegsplan entgegen, der Vormarsch gegen die Elbe und Sachsen nicht alsbald angetreten; der unentschlossene und zurückhaltende Kronprinz von Schweden ließ sich vielmehr von dem Gegner zuerst angreifen, statt seine weitzerstreuten Truppen zusammenzuziehen und einen raschen Offensivstoß zu unternehmen. Allein fast wider Willen, jedenfalls ohne das Verdienst des Kronprinzen, nahmen auch hier die Dinge bald eine ganz günstige Wendung. Die drei Korps Bertrand, Reynier und Oudinot, 70 000 Mann unter des letztgenannten Oberbefehl, sollten Berlin einnehmen und standen nach Ueberschreitung der preußischen Grenze bei Luckau am 21. August bereits 72 Kilometer von Berlin. Die Hauptmasse bildeten Deutsche aus Sachsen, Westfalen, Bayern, Würzburg; ein glorreicher Einzug in Berlin sollte die Rheinbündner wieder fester an die französische Sache ketten. Als Oudinot am 22. August nach heftigem Gefecht Trebbin besetzt und die Nuthe überschritten hatte, wollte Bernadotte das linke Spreeufer räumen; ihm lag wenig an der Behauptung der preußischen Hauptstadt, längst hatte er schon alle Vorbereitungen für die Räumung Berlins, für den Rückzug über die Spree getroffen. In fieberischer Spannung lauschten die Berliner auf den Kanonendonner, der von Süden herüberklang. Sie wußten, was ihnen drohte: Napoleon hatte befohlen, die verhaßte Stadt in Brand zu schießen.

Aber Bülow weigerte sich, Berlin preiszugeben, und der Kronprinz mußte sich zur Schlacht bequemen, gab aber die ungeduldig erwarteten Befehle dazu nicht aus. Da, am Nachmittage des 23. August, entschloß sich Bülow eigenmächtig, das Korps Reyniers, das sich mit einer gewissen Sorglosigkeit verschoben hatte, bei Großbeeren anzugreifen, bevor Oudinot und Bertrand zur Unterstützung herankamen. Es waren im ganzen 31 000 Mann, die Bülow zur Verfügung hatte.

Ueber den Verlauf der Schlacht liegt mir ein Bericht des damaligen Generalstabschefs Bülows, späteren Generals Ludwig v. Reiche († 1854) vor.[1]) Der Bericht bringt manches Neue, von der bisherigen Darstellung stark Abweichende, und lasse ich denselben wenigstens in den Hauptzügen hierunter folgen.

„Nach unserem Eintreffen in der Stellung bei Heinersdorf ließ der General Bülow die vor seiner Front liegenden Dörfer Klein- und Großbeeren stärker besetzen, letzteres mit zwei Bataillonen Infanterie und dem ersten Leibhusaren-Regiment, nebst einer halben Batterie. Dem damaligen Kommandeur dieses Regiments, Major von Sandrart, jetzt General der Kavallerie außer Dienst, war die Verteidigung dieses Dorfes aufgetragen. Kleinbeeren war mit zwei Bataillonen Infanterie besetzt.

Am Nachmittage des 23. wurde Großbeeren nach kurzem Widerstande vom Feinde genommen, worauf derselbe sich auf den dortigen Höhen mit dem rechten Flügel an Großbeeren und mit dem linken an einem Walde aufstellte. Nachdem das von Tauentzien besetzte Blankenfelde schon am Morgen wiederholt, jedoch erfolglos angegriffen war und das vor der Front des schwedischen Korps belegene Ruhlsdorf nun auch in einem Angriffe bedroht wurde, erwartete man gemäß der zu Philippsthal bei Saarmund gepflogenen Konferenz, wonach in der Ebene zwischen Berlin und der Ueberschwemmungslinie eine Schlacht angenommen werden sollte, eine solche für den folgenden Tag.

Statt dessen wurde jedoch befohlen, daß die Armee in die verschanzte Stellung auf den Templower (Tempelhofer) Bergen bei Berlin zurückgehen sollte. Bülow versammelte hierauf sämtliche Brigadechefs seines Korps bei sich, um ihnen die

[1]) Aus den Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche, 1813—1815, herausgegeben von Chr. Meyer, München, Selbstverlag, Fürstenfelderstr. 9. 1914.

zur Ausführung dieses Befehls erforderlichen Instruktionen zu erteilen.

Der Beschluß zum Zurückgehen, obgleich er ganz freiwillig war, aber in einem Augenblicke gefaßt, wo die Erwartungen der Nation, die so viele und große Opfer gebracht hatte, in der höchsten Spannung waren, machte einen ergreifenden Eindruck auf mich Welche entmutigende Stimmung im Heere und im Volke mußte es nicht erzeugen, wenn man, kaum des Feindes wieder ansichtig, mit rückgängigen Bewegungen begann, als könnte es auch jetzt nicht anders und besser gehen als vor dem Waffenstillstande.

Die Position von Berlin war allerdings an sich stärker und überdies durch Verschanzungen noch verteidigungsfähiger gemacht, als es die derzeit innegehabte war. Allein sie hatte auch ihre großen Nachteile: mit dem Rücken gegen die Stadtmauern von Berlin und den Schafgraben geklemmt, mußte das Unglück unübersehbar sein, wenn wir den kürzeren gezogen und uns, vom Feinde gedrängt und verfolgt, durch die Tore Berlins hätten zurückziehen müssen. Die Stellung auf den Templower Bergen konnte nur für eine Arrieregarde passend sein, wenn man angesichts eines verfolgenden Feindes einen Rückzug bis in die Stadt oder noch weiter auszuführen gehabt haben würde. Wurde dagegen die Schlacht entfernter von Berlin und näher gegen die Ueberschwemmungslinie geliefert, so lief der Feind Gefahr, in selbige hineingeworfen zu werden.

Alles dies fühlend und von dem Gedanken durchdrungen, daß sich bei dem trefflichen Geiste der Truppen von einer ungesäumten und überraschenden Offensive die schönsten Resultate erwarten ließen, trat ich im Vorgefühl eines glücklichen Ausganges in das Zimmer des Generals Bülow, wo ich die Brigadechefs noch versammelt fand, in ihn drängend, nicht zurückzugehen, sondern den vor ihm bei Großbeeren stehenden Feind unverzüglich anzugreifen. Der General Bülow hörte mich an, und als ich ihm in kurzen Worten die Gründe meines Vorschlages und die gewisse Aussicht des Gelingens auseinandergesetzt hatte, sagte er: „Reiche kann recht haben, wir greifen an,“ worauf er auf der Stelle

die Disposition zum Angriffe, wie sie in den folgenden Zeilen mitgeteilt werden wird, erteilte, mir aber den Befehl gab, zum Kronprinzen von Schweden nach Ruhlsdorf zu eilen, ihm von dem gefaßten Beschlusse Meldung zu machen, zugleich ihn seinerseits zu einer Diversion in des Feindes linke Flanke zu veranlassen.

Ich fand den Kronprinzen unter der Windmühle bei Ruhlsdorf auf seinem Mantel gelagert. Als ich ihm meine Meldung abstattete, die Aufforderung des Generals Bülow hinsichtlich einer Diversion hinzufügend, gab er zu dem Vorhaben des Generals Bülow insofern seine Zustimmung, als er sagte: „Chacun défend son fronte!“ Was dagegen die Zumutung einer Diversion betraf, so nahm er unter der Aeußerung: „J'ai l'ennemi devant moi“ Anstand, darauf einzugehen. Doch gegen Ende der Schlacht eilte eine schwedische Batterie unter Oberst Cardell herbei und leistete wesentliche Dienste.

Etwas unwillig, daß zur Mitwirkung einer Diversion wenig Aussicht war, eilte ich zum Korps zurück, um bei der Schlacht nicht zu fehlen. Obgleich das Korps schon im Vorrücken war, so traf ich bei demselben doch noch ein, ehe der erste Schuß geschah. Die allgemeine von General Bülow gegebene Disposition zum Angriff war:

> Den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, das Dorf Großbeeren wieder zu nehmen und, indem der Feind auf diese Weise in die Defiléen zurückgeworfen wurde, durch die Durchbrechung seines Zentrums die beiden Flügel desselben zum Rückzug zu nötigen.

Zu diesem Zwecke sollte die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg den rechten und die Brigade von Kraft den linken Flügel des Treffens bilden, dagegen die Brigade Thümen als Reserve und zur Unterstützung des Angriffs hinter der Brigade Kraft folgen. Jede Brigade sollte sich in zwei Treffen formieren, die den Brigaden zugeteilte Kavallerie hinter dem zweiten Treffen derselben folgen; die Reservekavallerie aber hinter den Flügeln der Linie Platz nehmen. Der General von Borstell erhielt Befehl, mit seiner

Brigade über Kleinbeeren zu marschieren, um den feindlichen rechten Flügel zu umgehen. 60 Kanonen sollten als Vordertreffen in einer Linie vor der Front des Angriffs aufgefahren werden.

Als die Kanonade schon begonnen hatte, kam vom Kronprinzen noch nachträglich der Befehl zum Angriff.

Der Angriff geschah ganz der Disposition des Generals Bülow gemäß. Der Regen goß in Strömen, die Lunten verlöschten, und es mußten die Kanonen mit Zündlichtern abgefeuert werden. So lästig der Regen bei solchen Gelegenheiten sonst zu sein pflegt, so sehr kam er uns zu statten, indem nur wenige Gewehre losgingen und unsere neuformierten Landwehren, die teilweise noch mit Piken bewaffnet waren und heute zum ersten Male ins Feuer kamen, desto entschlossener in den Feind drangen.

In dieser für die preußischen Waffen und namentlich das Bülowsche Korps so glorreichen Schlacht wurden dem Feinde 14 Kanonen, 60 Munitionswagen und 1500 Gefangene abgenommen. Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt und 2000 Gewehre wurden aufgesammelt, die sofort unter die Landwehr zum Austausch gegen die Piken verteilt wurden.

Dies war der erste vollständige Sieg, der in dem Befreiungskriege erfochten wurde. Berlin war gerettet. Außerdem war dieser Sieg von hoher Wichtigkeit, indem er unseren Truppen Selbstvertrauen einflößte und ihren Mut hob und neu belebte.

Nach beendigter Schlacht nahm das Korps, nach Zurücklassung eines Teils bei Großbeeren, wiederum die alte Stellung bei Heinersdorf ein, wo es auch den folgenden Tag verblieb. Die geschlagene feindliche Armee zog sich auf allen Punkten zurück.

Höchst rührend und wahrhaft herzerhebend war es, als den Morgen nach der Schlacht eine Menge Berliner nach dem Bivouak hingeströmt kamen, ihre tapferen, vaterländischen Krieger aufzusuchen und zu begrüßen Alles, bekannt oder nicht bekannt, umarmte sich, das Händedrücken nahm kein Ende. Ganze Wagen voll Lebensmittel und Erfrischungen kamen an und nahmen Blessierte mit nach Berlin zurück;

ebenso die schönsten Equipagen die verwundeten Offiziere. Unerklärbar und wahrhaft empörend war dagegen das Benehmen des Berliner Magistrats, indem eine Deputation desselben anlangte und nahe beim General Bülow, ihn kaum bemerkend, vorbeiging, um den Kronprinzen von Schweden aufzusuchen, ihm den Dank der Stadt Berlin für die ihr gewordene Rettung darzubringen.

Wie unberechenbar groß hätte das Ergebnis des Tages von Großbeeren nicht erst werden müssen, wenn die übrigen Korps dem Beispiele Bülows gefolgt und gleichzeitig gegen den Feind gerückt wären! Wahrscheinlich wäre er einer vollständigen Niederlage nicht entgangen. Indessen wollen wir hierüber mit niemand rechten und wollen zugeben, daß man nach dem Erfolg nicht urteilen soll. Der Kronprinz hatte, wie schon erwähnt, eine sehr schwierige Stellung und mußte gewiß sehr behutsam zu Werke gehen, um sich keinem Echec auszusetzen. Doch hatte das passive Verhalten des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit die üblen Folgen, daß das persönliche Verhältnis zwischen ihm und Bülow merklich gestört wurde und den Keim zu den späteren Zerwürfnissen zwischen beiden legte.

Nachdem der günstige und entscheidende Augenblick, den Angriff allgemein zu machen, unbenutzt vorübergelassen worden war, mochte es allerdings zu gewagt sein, den Feind zu verfolgen, denn es war nur eines seiner Armeekorps geschlagen, während die beiden andern und das Kavalleriekorps unter Arrighi keinen unmittelbaren Teil an der Schlacht genommen hatten. Doch war es wohl nicht nötig, daß wir den ganzen Tag nach der Schlacht unverrückt stehen blieben und daß unser Vorrücken, nachdem wir uns endlich in Bewegung gesetzt, so bescheiden geschah, daß wir in den nächsten sieben Tagen kaum ebensoviele Meilen zurückgelegt hatten. Dieses langsame Vorgehen sagte unseren Truppen, die vor Begierde brannten, nur immer vorwärts zu dringen, wenig zu, und laut äußerten sie ihre Unzufriedenheit über die Untätigkeit des Kronprinzen, dem sie Mangel an Unternehmungsgeist und absichtliche Schonung seiner Schweden vorwarfen. Bei der Aufgabe, die der Kronprinz zu lösen hatte, schien es aber Grundsatz

bei ihm zu sein, nichts aufs Spiel zu setzen und sich darauf zu beschränken, die Stöße abzuwehren, statt dergleichen auszuteilen.

Unsere siegreichen Truppen schwärmten jetzt für ihren tapferen Führer, während unsere höheren Zivilbehörden zu Bülow eigentlich wenig Vertrauen hatten. Dagegen glaubten sie in dem Benehmen des Kronprinzen einen ebenso klugen als festen und konsequenten Plan zu erkennen, und als Beweis hoben sie hervor, wie er sie jedesmal von seinen Operationen, mit Hinweisung der von ihnen zu treffenden Anordnungen rechtzeitig unterrichtet und sie dadurch in den Stand gesetzt habe, ihrerseits richtig einzugreifen und für die Schonung des Landes Sorge zu tragen.

Der General Bülow hat es übrigens nicht verschwiegen, welchen Dienst ich geleistet habe, denn ich habe noch einen Brief des Generals von Müffling aus Paris vom 16. April 1818, als Erwiderungsschreiben auf meinen Glückwunsch zu dessen Beförderung zum Generalleutnant, in Händen, worin er mir unter anderem schmeichelhafte Worte sagt: Ich werde es nicht vergessen, daß mir der für uns zu früh verstorbene General von Bülow († 25. Februar 1816) sagte, Sie hätten ihm am Tage von Großbeeren zuerst geraten, ohne weitere Befehle auf den Feind loszugehen.

In bezug auf das hier berührte Faktum ward mir am späten Abend meines Lebens noch eine mich besonders ehrende und erfreuende Anerkennung zuteil, indem der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) bei Gelegenheit der von ihm angeregten vierzigjährigen Gedächtnisfeier des Sieges von Großbeeren an mich folgendes Handbillet richtete:

Ostende, den 21. August 1853.

Nach vierzig Jahren wird am 23. der Sieg von Großbeeren auf eine hoffentlich würdige Art gefeiert werden, wozu ich den Anstoß gab, damit die Residenz zuerst nicht vergesse, daß sie gerettet, dann durch wen sie gerettet wurde, nämlich durch das tapfere Heer. Wie könnte ich aber des Mannes vergessen, dem im Rate Bülows damals das

Hauptverdienst gebührt, diese Schlacht zu schlagen! Sie, bester General, sind es, der diese Ehre in Anspruch nehmen muß, und daher wünsche ich Ihnen nun nach vierzig Jahren Glück, daß Ihr Name mit der Dankfeier verbunden sein wird. Die schönste Anerkennung für Ihre damaligen Kriegsleistungen zollt Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein. Aber nur zu gern spreche ich Ihnen, als Ihr Zögling, diese Anerkennung hiermit auch noch aus, damit Sie sehen, daß ein noch so langer Zeitraum in mir die Erinnerung an diejenigen nicht erlöschen macht, die in jener denkwürdigen Zeit dem Könige, dem Heere und dem Vaterlande die glorreichsten Dienste leisteten. Möge die Erinnerung an so schöne Tage stets Ihr Alter verschönern und beleben!

Ihr treu ergebener Zögling

Prinz von Preußen."

Zur Ergänzung des Reicheschen Berichts mögen hier noch einige Details der Schlacht aus anderen gleichzeitigen Quellen Platz finden. Nach einem einleitenden Gefecht zwischen General Tauentzien und einer französischen Abteilung brach das meist aus Sachsen bestehende Korps Reynier aus dem Walde vor Großbeeren bei strömendem Regen hervor, wurde aber, ehe es noch Zeit gefunden hatte sich zu entfalten, von den Preußen durch ein furchtbares Geschützfeuer in Verwirrung gebracht und dann im Sturm mit dem Bajonett angegriffen. Die Sachsen leisteten zwar heldenhaften Widerstand, mußten aber nach furchtbarem Handgemenge in dem brennenden Dorfe weichen, zumal als Borstell in der Flanke erschien. Die Division Durutte — nebenbei bemerkt, meist aus begnadigten Deserteuren und Verbrechern zusammengesetzt — eilte in wilder Flucht in den Wald zurück. Der abendliche Kampf endete damit, daß das Reyniersche Korps aus allen Stellungen getrieben und völlig zersprengt wurde; seine Verluste überstiegen die der Preußen um das drei- bis vierfache. Auch ein Reiterangriff, den der inzwischen herangekommene Arrighi noch am späten Abend unternahm, vermochte die verlorene Schlacht nicht wiederherzustellen. Unter den preußischen Kämpfern

ragten namentlich die Landwehren hervor, alle voll Kampfeslust, doch niemand ergrimmter als die Märker, die hier recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Herd fochten; sie drehten die wegen des strömenden Regens unbrauchbaren Flinten um und hieben unter dem Rufe: „so fluscht et bäter" mit schmetternden Kolbenschlägen auf die Schädel der Feinde ein. Daß der Feind nicht gänzlich aufgerieben wurde, verdankte er allein dem Kronprinzen von Schweden, der taub für alle Bitten Bülows, nur eine einzige schwedische Batterie und einen Teil der russischen Geschütze am Kampfe teilnehmen ließ, statt durch einen rechtzeitigen Angriff auf den linken Flügel dem Feinde den Garaus zu machen.

Der „allezeit glückliche Bülow" — so hieß von jetzt ab der Sieger von Luckau und Großbeeren. Auch er — sagt Treitschke — zählte wie York zu den Soldaten der alten Schule und war den Bestrebungen der Reformpartei nicht hold, wenngleich er den Groll des alten Isegrimm nicht teilte. Doch die Schande seines Lebens empfand er in tiefster Seele, und als der Kampf ausbrach, führte ihn sein gerader Soldatenverstand und der angeborene feurige Mut von selber zu einer kühnen Kriegsweise, die den Theorien Scharnhorsts entsprach; zudem stand Boyen als Generalquartiermeister an seiner Seite. Geistreich und fein gebildet, in jüngeren Jahren eine Zierde des Salons des Prinzen Louis Ferdinand, ein Kenner der Künste und begabter Komponist, zeigte er in seinem äußeren Auftreten gar nichts von jener fortreißenden begeisternden Macht, die aus Blüchers Flammenaugen blitzte Wer hätte den unscheinbaren, kleinen Mann für einen Feldherrn gehalten, wenn er so still im Ueberrock und Feldmütze, einen Kantschu über die Schulter, auf seinem kleinen dauerhaften Rotschimmel dahertrabte? Aber die Offiziere wußten, was sie an dem gerechten und wohlwollenden, durchaus wahrhaftigen und geradsinnigen Führer hatten; der Mannschaft war er ein sorgsamer Vater, sie schwur auf ihn und glaubte fest, unter dem könne es nicht fehl gehen. Und auch die Furcht fehlte nicht, die zur Beherrschung eines Heeres notwendig ist; der stille Mann konnte zuweilen in unbändigem Jähzorn aufflammen, wenn er etwa gefangenen Rheinbundsoffizieren mit

schonungslosen Worten die Schande ihres Schergendienstes vorhielt oder durch einen Adjutanten Bernadottes den Befehl zum Rückzuge empfing. Seit dem Erfolge von Großbeeren trat er dem Kronprinzen mit der ganzen Schroffheit seines Selbstgefühls entgegen; er wagte sogar in den Zeitungen dem parteiisch gefärbten Schlachtberichte des Oberfeldherrn zu widersprechen. Die preußischen Generale nahmen sich vor, falls er wieder einmal die günstige Stunde zum Angriff versäumen sollte, dem hinterhaltigen Zauderer nicht zu gehorchen — ein gefährlicher Entschluß, der allein durch die unnatürlichen Verhältnisse in diesem Koalitionsheer entschuldigt werden konnte.

Schlacht an der Katzbach

26. August

An jenem vor Dresden unglücklichen 26. August erfocht in Schlesien Blücher den vollständigen Sieg an der Katzbach und wütenden Neiße, die ihm bei der anschließenden heißen Verfolgung den populären Namen des Marschall Vorwärts brachte. Blücher brannte vor Begier, an den Feind zu kommen; er wartete nicht einmal den Ablauf des Waffenstillstandes ab, um in die zwischen den beiden Heeren liegende neutrale Zone vorzurücken. Unter fortwährenden Gefechten, wie bei Siebeneichen, drängten die preußisch-russischen Korps die Franzosen unter Ney bis über den Bober zurück, so daß sich, wie wir gesehen haben, Napoleon selbst veranlaßt sah, von Dresden aus mit überlegenen Streitkräften nach Schlesien aufzubrechen. Die Ankunft des Kaisers äußerte auch sofort ihre Wirkung in einer energischeren Kriegführung der Franzosen; die Verbündeten sahen sich nach den blutigen Gefechten bei Löwenberg, Plagwitz und Goldberg (19.—23. August) wieder zum Rückzug hinter Jauer genötigt. In seiner Erwartung, den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht verleiten zu können, sah sich jedoch der Kaiser getäuscht. Der Anmarsch der böhmischen Armee auf Dresden bewog dann Napoleon, mit einem Teil seiner Armee nach Sachsen zurückzueilen. Den Oberbefehl über die in Schlesien verbleibenden Truppen hatte jetzt Marschall Macdonald. Die Hauptaufgabe dieses Heeres bestand nach des Kaisers Anordnungen darin, die schlesische Armee der Gegner in Schach zu halten und sie zu hindern, daß sie weder gegen Zittau auf die französischen Verbindungen

marschiere, noch in nördlicher Richtung gegen den in der Mark stehenden Oudinot ziehe. Macdonald sollte die Gegner bis über Jauer zurückwerfen und dann eine feste Stellung am Bober beziehen; wenn Blücher zur Offensive schreite, solle er sogleich mit vereinigter Macht auf ihn losgehen und die Initiative ergreifen.

Macdonald setzte sich am Morgen des 26. August in Bewegung, um die Befehle seines Kaisers auszuführen. Er dachte sich das feindliche Heer entweder bei Jauer oder noch weiter rückwärts und schob gegen Liegnitz und Jauer starke Abteilungen vor, um die Flügel des Feindes zu umfassen und am andern Tage anzugreifen. Daß Blücher bereits wieder im Vorrücken begriffen war, ahnte er ebenso wenig, als er beim Ueberschreiten der Katzbach Widerstand erwartete.

Das Schlachtfeld liegt am rechten Ufer der Katzbach und wird durch die wütende Neiße in fast senkrechtem Lauf von Süden nach Norden durchschnitten. Beide Flüsse sehen bei niederem Wasserstande wie unbedeutende Bäche aus, schwellen aber nach Art der Gebirgswasser bei Regengüssen, wie sie jetzt stattfanden, rasch und reißend an. Beide sind von steilen Talrändern eingeschlossen, besonders am rechten Ufer der wütenden Neiße; hier erhebt sich ein ansehnliches Plateau, das gegen Liegnitz hin sich allmählich senkt, nach dem Bache zu in Schluchten und Hohlwegen steil abfällt. Dort liegen am rechten Ufer hinab die Dörfer Brechelshof, Bellwitzhof, Ober- und Niederweinberg, Schönau und Dohnau, in dessen Nähe die Neiße in die Katzbach mündet. Auf dem linken Ufer erhebt sich von Jauer gegen Goldberg der Mönchswald, ein bewaldeter Gebirgsrücken, mit steilen Abfällen und durchschnittenem Terrain; zwischen ihm und dem Ufer, beim Dorfe Hennersdorf, anderthalb Stunden von Jauer, ist eine natürliche starke Stellung, deren Front durch einen Bach gedeckt wird, während die rechte Seite sich an die wütende Neiße, die linke an den Mönchswald anlehnt.

Das war das Terrain, auf welches am Morgen des 26. August die schlesische Armee zur Schlacht vorrückte. Sackens Russen rechts von der Katzbach, Eichholz gegen Liegnitz hin als rechter Flügel, Yorck im Zentrum an der wütenden Neiße,

daran angelehnt jenseits des Baches der Russe Langeron in der trefflichen Stellung von Hennersdorf. Die Schlachtdispositionen Blüchers lauteten dahin, daß Sacken den Gegner in der Front festhalten, Yorck nordwärts bei Kroitsch und Dohnau die Katzbach überschreiten und den rechten Flügel des Korps Souham angreifen, während Langeron den bei Goldberg stehenden Gegner beschäftigen und den Rücken Yorcks decken sollte. „Beim Rückzug des Feinds", so schließt Blüchers Befehl, „erwarte ich, daß die Kavallerie mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unseren Händen entkommen kann." Punkt 2 Uhr sollten sich alle Kolonnen in Bewegung setzen. Blücher selbst hatte mit seinem Stabe auf der Höhe von Brechelshof Aufstellung genommen.

Die große Schwierigkeit Blüchers war das Verhältnis zu seinen Unterfeldherren. Schon am Tage vorher hatte er einen Auftritt mit Yorck gehabt, Langerons war er noch weniger versichert. Jetzt am Schlachttage erklärte Langeron, daß er nicht Folge leisten werde; er sprach „von geheimen Instruktionen, nach denen er sich richten müsse"; ja, er hatte die Dreistigkeit, dem Adjutanten Blüchers gegenüber von Blücher wie einem „Haudegen und weiter nichts" zu sprechen und von Gneisenau spöttisch hinzuzufügen, „Klugheit sei bekanntlich dessen Fehler nicht". Er ließ am Morgen den größten Teil seines schweren Geschützes gegen Striegau abgehen, als wenn es sich um einen bevorstehenden Rückzug handelte, während Yorck, wenn er auch seine Kolonnen in die vorbezeichnete Stellung vorführte, erklärte, „er werde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen". Nur mit Sacken hatte sich Blücher persönlich verständigt und durfte auf seinen Beistand zählen.

Während dieser peinlichen Erörterungen war aber eine Wendung eingetreten, welche die Situation glücklich veränderte. Statt daß die Alliierten zum Angriff aufbrachen, begannen die Franzosen leichtsinnig die Bäche zu überschreiten und boten sich zur Schlacht. Das schlichtete den Streit im verbündeten Lager und bereitete dem Feinde das sichere Verderben.

Blücher war seelenvergnügt beim Empfang jener Nachricht, die sich mit seinen heißesten Wünschen begegnete. Er über-

zeugte sich durch Augenschein, wie sich auf dem Plateau mehrere feindliche starke Reiterabteilungen und links am Ober-Weinberg Fußvolk entwickelte, offenbar in dem Bestreben, das Plateau zu gewinnen und sich dort zu entwickeln. Das Aufsteigen von immer neuen Kolonnen aus Nieder-Krayn schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Bald kam Blücher zu der Ueberzeugung, daß er die Schlacht, die er jenseits der Katzbach suchte, schon diesseits derselben haben werde. Die frühere Anordnung paßte also nicht mehr; dagegen bot sich jetzt von selbst eine andere Gelegenheit: den Feind immer mehr auf dem Plateau sich entwickeln zu lassen, ihn dann anzugreifen und mit furchtbarem Anprall den steilen Rand hinab in die Katzbach und die wütende Neiße zu stürzen. Sofort wurden die Befehle zum Angriff an die weiter rückwärts stehenden Korps geschickt. Yorck, dem die Weisung mit den Worten zukam, „er solle so viele Feinde herauflassen, als er glaube schlagen zu können, und dann angreifen", gab dem Adjutanten Blüchers die mißlaunige Antwort: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine Finger nicht mehr zählen"; doch stellte er sein Korps in Schlachtordnung. Yorcks linker Flügel war durch die Brigade Hünerbein gebildet, der rechte durch Horn; hinter dem ersten Treffen stand die Reservekavallerie. Die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg bildete das zweite Treffen, die von Steinmetz die Reserve. Vor der ganzen Aufstellung befand sich die Artillerie. An Yorcks Rechte lehnte sich Sackens Korps an, gleichfalls in zwei Treffen, die Reiterei auf den Flügeln.

In Begleitung des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, erschien Blücher mit seinem Stabe vor der Front Yorcks und sprach in zündenden Worten zu seinen Soldaten: alles wäre so gekommen, wie er gewollt und vorausgesehen; er habe nur gewartet, bis eine genügende Anzahl Franzosen herüber sei, um sich auf sie stürzen zu können. Mit Schießen sollte sich die Mannschaft mit ihren nassen Gewehren nicht lange aufhalten, nur gleich mit dem Bajonett den Franzosen auf den Leib rücken. „Jetzt, Kinder" — schloß er — „haben wir genug Franzosen herüber: nun vorwärts! Denen wollen wir die Nasenflügel umkrempeln, daß alle rückwärts Kobold schießen sollen!"

Dann ging es — es war etwa 3 Uhr geworden — frisch zum Angriff. Der linke Flügel Yorcks kam zuerst an den Feind. Nördlich Bellwitzhof ging er gegen drei französische Infanteriemassen und eine Batterie vor, die er, dem Rate des Oberfeldherrn folgend, mit Kolben und Bajonett den steilen Hang nach der wütenden Neiße zu hinunterwarf. Da indessen auch die andere Linie im Vorgehen begriffen war, hielt Oberst Jürgaß den Moment für gekommen und brach mit zehn Schwadronen von den westpreußischen und litauischen Dragonern und vom Nationalkavallerieregiment gegen den Feind vor. Im heftigen Andrange nahmen die Dragoner feindliches Geschütz weg und drängten die Kavallerieabteilungen, die zu Hilfe kamen, zurück; aber sie gerieten bei der Verfolgung ihrer Vorteile weit in die feindlichen Reihen hinein und bildeten in der Hitze des Kampfes nur noch lose Schwärme. Die Dragoner mußten weichen und verloren die halbe reitende Batterie, die sie bei sich hatten; die Franzosen folgten in Masse nach, warfen sich in die Lücke zwischen Hünerbeins Brigade und der Avantgarde des Yorckschen Zentrums und bedrohten die vorgeschobenen Batterien, die kaum noch Zeit fanden zurückzugehen.

Es war ein kritischer Augenblick. Der Feind war in die preußische Linie eingedrungen, Geschütze waren verloren worden, Hünerbeins Brigade drohte abgeschnitten zu werden von den übrigen Truppen. Yorck fuhr mit heftigen Worten auf Jürgaß los, mit dem brandenburgischen Bataillon Bülow eilte er zu den Batterien, die im Vorrücken begriffenen Bataillone Hillers schwenkten links, gingen mit dem Bajonett gegen die feindlichen Reiter vor, gleichzeitig führte Prinz Karl von Mecklenburg seine Musketiere mit Trommelschlag, ohne einen Schuß zu tun, mitten in die feindliche Kavallerie hinein. Hinter dem Fußvolk sammelte Jürgaß die Dragoner und die Nationalkavallerie. Das Vordringen der Infanterie, der energische Seitenangriff Katzelers, des Waffenkameraden und Lieblings Blüchers, mit den neumärkischen Landwehrschwadronen und russischen Husaren hatte die feindliche Kavallerie zurückzugehen gezwungen, die schon abgeschnittenen Bataillone zur Linken befreit, die verlorene Batterie gerettet.

Unterdessen hatte sich Sackens Kavallerie dem Feinde mutig entgegengeworfen und in heftigem Gefechte seinen mit frischen Kräften verstärkten Andrang ausgehalten. Immer neue Truppen zog der Feind auf das Plateau herauf, um das Gefecht wieder herzustellen, aber die Verwirrung der Franzosen war nicht mehr aufzuhalten. Glücklich, wer durch die verfahrenen Hohlwege hinabkam, in welche Haubitzen und Zwölfpfünder hinabfeuerten; alles stürzte in wilder Aufregung der wütenden Neiße und der Katzbach zu, die, hoch angeschwollen, zahlreiche Opfer verschlangen. Die Notbrücke bei Nieder-Krayn reichte nicht aus für die Zahl der Flüchtigen. Es war — wie Häusser nach dem Bericht eines Augenzeugen schildert — ein gräßlicher Anblick; das ganze Flußbett war von Wagen, Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken rangen und untereinander selbst um die Rettung im Kampfe waren, wie gedämmt. Preußische und russische Geschütze sandten Kartätschen und Granaten in den verworrenen Knäuel der Fliehenden, und später ward der Uebergang bei Nieder-Krayn und das Dorf selbst von den Preußen besetzt.

Die Dämmerung trat schon ein, als die Kosaken meldeten, nördlich von Liegnitz her nähere sich eine starke Masse feindlicher Infanterie. Sacken besetzte schnell den Talrand. Der anrückende Feind, als er die Höhenränder schon besetzt fand, wagte nicht mehr anzugreifen, sondern ging nach schwachen Kanonaden in der Dunkelheit über die Katzbach zurück. So war auch auf diesem Teil der Hochfläche der Sieg vollständig. Auch hier hatten sich an den steil zur wütenden Neiße abfallenden Rändern furchtbare Szenen abgespielt. Namentlich bei Jänowitz, einem etwa eine halbe Stunde nordwestlich von Eichholtz auf hoher Bergebene gelegenem Dorfe, von dem aus mehrere enge und steile Hohlwege nach der wütenden Neiße führen. Ein großer Teil der geschlagenen Feinde, die nicht vorgezogen hatten, über Weinberg oder Nieder-Krayn in das Flußtal hinabzugelangen, stürzte die Hohlwege über Groß-Jänowitz hinab, um bei Kroitsch über den angeschwollenen Fluß zu gehen. In wilder Unordnung drängte sich alles hinunter, und was im Wege selbst nicht Raum hatte, suchte sich die steile Höhe hinab einen eigenen Weg zu bahnen.

Unaufhörlicher Regen hatte den tonigen Boden so schlüpfrig gemacht, daß Mannschaften und Pferde ausglitten, zu Boden stürzten, andere Mannschaften von den abgleitenden Pferden mit hinabgerissen wurden und Arme und Beine brachen. Als dann Kanonen und Pulverwagen den Hohlweg verstopften, stieg die Verwirrung aufs höchste. Nur versprengte Trümmer konnten vor Tagesanbruch den Rückzug auf Haynau antreten.

Der Sieg war vollständig. Langerons schwächliche Haltung hatte die Trophäen vermindern, aber den Sieg nicht aufhalten können. Er stand mit seinem Korps vorerst links von der Neiße in der Defensive. Nach 4 Uhr entschloß er sich dann zur Offensive, wäre aber arg ins Gedränge gekommen, wenn ihm nicht die preußische Brigade Steinmetz Hilfe gebracht und den Feind auf Hennersdorf zurückgedrängt hätte. Seine Saumseligkeit rettete die Franzosen vor gänzlichem Untergange.

In der auf den Schlachttag folgenden Nacht mußte das siegreiche Heer im tiefen Kot, ohne Holz und Stroh, zum Teil ohne Brot, bei fortwährend heftigem Regen biwakieren; die Landwehren namentlich, leicht bekleidet, wie sie waren, ohne Mäntel und zum Teil ohne Schuhe, litten entsetzlich. Einzelnen Bataillonen hat diese Nacht Hunderte gekostet.

An Toten und Verwundeten zählten die Alliierten noch nicht 3400; der Verlust das Feindes war schwer zu schätzen. 12—14000 Gefangene wurden gemacht, 36 Kanonen und über 100 Munitionswagen erbeutet.

Es gibt ein prächtiges, echtes Soldatenlied von dieser grimmigen Katzbachschlacht, auf die der endlose Regen heruntergoß, wie auf alle Kampftage dieses August:

„Da stob der alte Blücher wie eine Windsbraut her;
Vor seinem Löwenzorne erschrak da doch ihr Heer.
Viel tausend sind ertrunken, gefangen noch viel mehr,
Kanonen, Roß und Wagen, in der Flucht ihr ganzes Heer.
Gott selber hat gerichtet, Kaiser Napoleon,
Und auch allhier vernichtet, bis kommt der volle Lohn."

Am Morgen des 27. August brach man zur Verfolgung der Geschlagenen auf. Mit äußerster Energie nutzte Blücher seinen Sieg aus. Ueber die reißenden Gebirgsflüsse hinweg,

auf grundlosen Wegen, im entsetzlichsten Wetter ging die Verfolgung der wirren, aufgelösten Heerestrümmer. Ein seltsames Geschick wollte es, daß Langeron, der zum Sieg auf dem Schlachtfeld nichts getan, vielmehr kaum vor einer empfindlichen Niederlage durch preußische Hilfe bewahrt worden, bei dieser Verfolgung mühelos die größten Trophäen erlangte. Am 29. wurde die ganze Division Puthod bei Plagwitz von den nachfolgenden Russen erreicht und völlig zersprengt, noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses Gegen 4000 Gefangene (darunter Puthod selbst) wurden gemacht, 16 Kanonen und zwei Adler weggenommen. Am 30. August kam es bei Bunzlau zu einem neuen erbitterten Gefecht, allein die Flucht der Franzosen kannte keinen Halt mehr. Erst bei Bautzen wurde dem Vordringen Blüchers endlich Halt geboten, als Napoleon selbst sich dem schlesischen Heere entgegenwarf. Am 1. September konnte Blücher seinem Heere in einem Tagesbefehl zurufen: „Schlesien ist vom Feinde befreit. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Talrand der wütenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmittel . . . Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind . . . 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obristen, Stabs- und andere Offiziere, 18 000 Gefangene, zwei Adler und andere Trophäen sind in euren Händen . . . Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde.“

Die Benennung „Schlacht an der Katzbach" war eine Artigkeit gegen die Russen; der Soldat sprach anfangs und ohne Zweifel zutreffender nur von der Schlacht „an der wütenden Neiße". Aber Sacken fühlte sich durch den ersten amtlichen Bericht Blüchers nicht befriedigt, was dem Oberfeldherrn zu einem sehr anerkennenden Dankschreiben Anlaß gab, worin es hieß: „Wir nennen diese Schlacht die Schlacht an der Katzbach, und zwar zu Ehren Ew. Exzellenz, weil die unter dero Befehl stehenden braven russischen Truppen in unausgesetztem Gefecht bis an dieses Wasser vorgedrungen sind."

„Die Schlacht an der Katzbach" — schreibt Treitschke — „war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzuges. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte den Worten Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte, was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde."

Von dem Dorfe Wahlstatt, das dem Schlachtfeld an der Katzbach nahe liegt und die Erinnerung an die alte Tatarenschlacht bewahrte, erhielt Blücher später als Anerkennung seines Monarchen den Fürstentitel.

Die Schlachten von Dennewitz und Wartenburg

6. September und 3. Oktober 1813

Durch den Sieg von Großbeeren war die Hauptstadt vor der nächsten Gefahr gerettet. Aber auch jetzt noch ließ es der Kronprinz von Schweden, der Oberkommandierende der Nordarmee, an entschlossenem Vorgehen fehlen. Wäre eine energische Verfolgung, wie sie Blücher nach der Schlacht an der Katzbach einleitete, aufgenommen worden, so hätte das ganze Heer Oudinots vernichtet werden können. So aber konnte der Marschall seinen Rückzug bis hinter die schützenden Mauern der Festungen Wittenberg und Magdeburg unbelästigt vollziehen.

Oudinots Vorstoß gegen Berlin sollte durch die Division des Generals Girard unterstützt werden. Dieser war gleichzeitig mit dem Oberkommandanten aus Magdeburg aufgebrochen, hatte aber nach dem Eintreffen der Unheilsbotschaft von Großbeeren den Rückzug angetreten. Seine Division bestand aus etwa 9000 Mann Franzosen, Rheinbundtruppen und Illyriern. Da wurden die Abziehenden am 27. August in ihrem Lager auf den Sandhügeln der Zauche bei Hagelberg (westlich von Belzig) von den kurmärkischen Landwehrregimentern des Generals Hirschberg, eines wieder eingetretenen Veteranen aus dem Siebenjährigen Kriege, angegriffen. Er hatte 11—12 000 Mann unter sich, also mehr wie Girard, der ihm nur an Geschütz überlegen war. Wie bei Großbeeren hatte ein heftiger Regen den Boden aufgeweicht und die Gewehre zum großen Teil unbrauchbar gemacht. Zu Anfang hielt die

junge, zum erstenmal ins Treffen kommende Landwehrmannschaft dem unerwarteten Feuer der französischen Batterien nicht Stand; jedoch als der erste Schrecken überwunden war, stürmten die Landwehren unaufhaltsam vor, und dann brach sie los, „die alte Furia tedesca, jene Wildheit des nordischen Berserkerzorns, wovon die Sagen der Romanen seit den Zeiten des Varus so viel Gräßliches zu erzählen wußten" (Treitschke). Geschossen wurde wenig, um so wütender aber handhabten diese „Naturkinder des Krieges" Kolben und Bajonett. Ein französisches Bataillon hatte sich vor einer Steinmauer aufgestellt, als die Landwehrleute vom dritten kurmärkischen Regiment heranstürmten. „Man hörte keinen Schuß, keinen Lärm und kein Geschrei, nur das Knarren der Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Todesopfer; still, aber um so ingrimmiger ging die Blutarbeit vor sich, bis das Quarré einer Pyramide gleich an der steinernen Mauer, vor der es sich aufgestellt hatte, aufgetürmt lag." Das von Napoleon so verächtlich behandelte „Gesindel" hatte ganze Arbeit gemacht: 4000 Feinde lagen tot in den Gassen des Dorfes, 5000 wurden gefangen, reiche Trophäen, Geschütze und Gewehre erobert, General Girard selbst schwer verwundet; nur versprengte Trümmer retteten sich nach Magdeburg. Auch mancher ältere Berliner Bürger hatte bei Hagelberg mitgestritten, so der Buchhändler G. A. Reimer, der Freund Niebuhrs und Schleiermachers; er eilte nach dem Treffen auf Urlaub heim, zur Taufe seines jüngsten Töchterleins, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon.

Trotz der empfindlichen Niederlagen, die seine Heere auf allen Seiten erlitten, gab Napoleon das Unternehmen gegen Berlin, das im Falle des Gelingens einen außerodentlichen moralischen Eindruck erzeugen mußte, nicht alsbald auf, sondern beschloß, einen neuen Versuch zu machen. Unzufrieden mit Oudinot, daß dieser bei Großbeeren sich hatte schlagen lassen, übertrug Napoleon an Ney den Oberbefehl über die drei Armeekorps (Bertrand, Reynier, Oudinot), die den ersten unglücklichen Ausfall gegen Berlin versucht hatten und jetzt im Lager bei Wittenberg standen, während er selbst, erschreckt durch die Botschaften aus Böhmen und Schlesien, in Dresden

zurückblieb. Die unter Ney stehenden Streitkräfte betrugen, wie bei dem ersten Vorstoß gegen Berlin, etwa 70 000 Mann.

Die Sieger von Großbeeren waren, dank der auch jetzt noch äußerst vorsichtigen und zögernden Taktik des Oberfeldherrn Bernadotte, in den ersten Tagen des September nur bis über Treuenbrietzen und Jüterbog vorgerückt und bildeten zwischen Dahme, Seida, Marzahne und Rabenstein einen vier Meilen weit ausgedehnten Halbkreis. Vergebens drängte Bülow den Kronprinzen: er solle angreifen oder die Elbe überschreiten, statt die Armee in dieser ausgedehnten Stellung einem Anfall mit überlegenen Kräften auszusetzen.

Nur allzubald sollte Bülows Prophezeiung in Erfüllung gehen. Am 4. September brach Ney von Wittenberg in der Richtung nach Dennewitz und Jüterbog auf. Bei Zahna stieß am folgenden Tage das Korps Oudinot auf die Vorhut des Generals Tauentzien, warf sie zurück, aber Tauentzien wich nur unter fortwährenden Gefechten gegen Jüterbog aus und erhielt da die Zusage der Unterstützung von Bülow. Rasch sammelte dieser sein Korps, ließ dem Kronprinzen seinen Entschluß melden, noch in der Nacht auf den Feind losmarschieren und ihn am anderen Morgen angreifen zu wollen, und bat, ihm die Brigade Borstell zu Hilfe zu senden. Zugleich ließ er diesem selbst die Aufforderung zukommen, zu ihm zu stoßen. Der Kronprinz gab auch die Erlaubnis zum Angriff, behielt aber die Brigade Borstell zurück. Noch am Abend des 5. brach Bülow mit den drei Brigaden Hessen-Homburg, Thümen und Kraft auf und lagerte sich in der Stille der Nacht bei Kurz-Lipsdorf, nur wenige tausend Schritte vom Feinde entfernt und unbemerkt von diesem.

Am frühen Morgen des 6. September waren die französischen Korps aufgebrochen: Bertrand voran von Zalmsdorf in der Richtung auf Gölsdorf und Dennewitz, um Jüterbog rechts zu umgehen und auf Dahme vorzurücken; Reynier und Oudinot auf seiner Seite und hinter ihm, der letztere hinter Oehna gegen Rohrbeck und Jüterbog gewendet. Ney selbst befand sich bei Bertrands Korps; er wollte sich zuerst auf Tauentzien werfen und dachte, ihn mit leichter Mühe hinter Jüterbog zurückzudrängen. Von Bülows Nähe hatte er keine

Ahnung. Dieser war indessen von Lipsdorf nach Eckmannsdorf vorgerückt und stand dort auf der linken Flanke der Franzosen in einer guten Stellung und auf den Angriff völlig gerüstet. An Tauentzien hatte er die Weisung gegeben, sich an ihn heranzuziehen, an Borstell war noch einmal der Befehl ergangen, ungesäumt auf dem Schlachtfelde zu erscheinen.

Tauentzien, im Begriff zum Abmarsch, um sich mit Bülow zu vereinigen, stieß auf das Korps Bertrand und begann um 9 Uhr mit etwa 10 000 Mann die Schlacht gegen einen fast doppelt so starken Feind. „Ueberall", sagt Tauentziens Bericht, „waren die Punkte, von welchen aus mit Vorteil auf den Feind gewirkt werden konnte, gut benutzt und die kleinen Gebüsche von unseren Tirailleurs so stark besetzt, daß der Feind nirgends einen glücklichen Erfolg fand." Die Ueberlegenheit des Feindes, namentlich an Geschützen zwang jedoch Tauentzien nach vierstündigem erbittertem Kampfe sich nach den Höhen zurückzuziehen, wo er am Morgen die erste Aufstellung genommen hatte. Da kündete im rechten Augenblick zur Ueberraschung und zum Schrecken der Franzosen Kanonendonner Bülows Herannahen an. Eben hatte auch ein Feldjäger vom Blücherschen Hauptquartier die Nachricht von dem Siege an der Katzbach gebracht. „Daß eine solche freudige Kunde" — schreibt Reiche, der Mitkämpfer in der Dennewitzer Schlacht — „den Truppen sogleich bekannt gemacht wurde, läßt sich denken. Mit wahrer Begeisterung empfingen sie dieselbe, und ein jubelndes Hurrah wurde den siegenden Waffenbrüdern und dem Helden Blücher gebracht. Neu wurden Mut und Kräfte der Truppen belebt und gestärkt für die kommende Arbeit des Tages."

Tauentzien entschloß sich jetzt, seine Reiterei vorzuführen. Major von Barnekow ritt mit der pommerschen Landwehrkavallerie auf die Feinde ein und nahm, von drei märkischen Landwehrbataillonen unterstützt, eine ansehnliche Masse derselben gefangen. Dann gingen die brandenburgischen Dragoner und zwei neumärkische Reiterregimenter gegen den Feind vor, sprengten durch dessen erste Linie hindurch, warfen sich auf die zweite, verdrängten ein Chasseurregiment und nahmen ihren Rückweg um den rechten Flügel des Feindes. Polnische Ulanen suchten sie zu fassen, wurden aber nach verzweifelter

Gegenwehr teils gefangen, teils zersprengt. Der Feind war jetzt auf Rohrbeck zurückgeworfen, die Verbindung mit dem herannahenden Bülow gesichert.

„Der General Bülow" — schreibt Reiche in seinem Schlachtbericht — „wollte den linken Flügel des Feindes und womöglichst ihn zugleich im Rücken angreifen. General Thümen von der vierten Brigade machte den ersten Angriff, wobei ihn General Kraft mit der sechsten Brigade unterstützte und die dritte Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg die Reserve bildete. Die Verwendung der letzteren war dem damaligen Obersten, nachherigen General der Infanterie und Kriegsminister von Boyen übertragen. Erst nach mehrfach wiederholtem Angriff gelang es dem General Thümen den Feind zurückzudrängen; mehrere mit Entschlossenheit ausgeführte Kavallerieangriffe vermehrten seine Unordnung.

Mittlerweile war das noch in Marsch begriffene zwölfte Armeekorps (Oudinot) herangekommen und griff unsern rechten Flügel an. Die Brigade von Kraft mußte in die Linie einrücken; sie hatte einen harten Stand und es mußte ihr von der Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg mehrfach Unterstützung zugesandt werden. Obgleich sie sehr ins Gedränge kam, so wankte sie doch keinen Augenblick. Der Moment war indessen kritisch, die Uebermacht des Feindes groß.

Obgleich noch kein Grund zu einer ernsthaften Besorgnis vorhanden war, so war die Ankunft der Brigade von Borstell, die jetzt eintraf, doch von hoher Wichtigkeit. Um richtig einzugreifen, hatte der General Borstell seinen Generalstabsoffizier, den damaligen Hauptmann, jetzigen Generalleutnant und Gouverneur von Danzig, Rüchel-Kleist vorausgeschickt. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm zusammentraf, als er den kommandierenden General aufsuchte. Er fragte mich, wo die Brigade hin sollte. Ich erklärte ihm kurz, wie die Schlacht stand, und zeigte ihm den Punkt (Göhlsdorf), auf den die Brigade ihren Marsch richten müsse, worauf er zu seinem General zurückeilte und ihn demgemäß führte.

Die Schlacht gewann durch Borstells Hinzutreten ein entschieden günstiges Ansehen für uns, und an einem glücklichen Ausgang derselben war fast nicht mehr zu zweifeln. Dem

General Borstell war es nicht genug zu danken, daß er dem Kronprinzen von Schweden, der wollte, daß er sich ihm anschließen sollte, Gegenvorstellungen mit den Worten machte, Bülow stände im heftigen Feuer; er halte es für seine Pflicht, zu ihm zur Unterstützung zu eilen; auch habe er den General Bülow davon bereits unterrichtet.

Jetzt traf auch der Kronprinz von Schweden ein und ließ in Schlachtordnung aufmarschieren. Da er jedoch nicht näher kam, vielmehr halten blieb, so wurde der General Bülow auf das höchste aufgebracht und befahl mir, augenblicklich zum Kronprinzen zu reiten, ihm zu melden, daß die Schlacht noch nicht zu Ende sei, ihn auffordernd, daher unverzüglich vorzurücken. ‚La bataille est gagnée', erwiderte mir der Kronprinz, ‚j'arrive avec quarante bataillons; dites au general Bülow qu'il se retire en second ligne!'

Kaum traute ich meinen Ohren, als ich diesen Befehl vernahm. Wir, die wir schon über 5000 Mann tot und verwundet hatten, sollten die Früchte unserer fast übermenschlichen Anstrengungen dahingeben und die Ehre des Tages denen, die bis jetzt nur zugesehen hatten, überlassen! Ich war entrüstet! Niemals würde sich der General Bülow hierzu verstanden haben. Dessen ungeachtet erlaubte ich mir die Worte des Kronprinzen dahin zu modeln, daß die Bataille gewonnen sei und der Kronprinz mit 40 Bataillonen anrücken, der General Bülow alle ihm noch zu Gebote stehenden Truppen zusammennehmen und den Feind aufs neue angreifen möge. Hierauf mußte die Brigade von Thümen, die nach Einnahme der vom Feinde bei Beginn der Schlacht besetzt gehaltenen Höhen rücksichtlich des erlittenen großen Verlustes zum Teil schon aus dem Gefecht gezogen war, wieder vorrücken, sowie auch der verwendbare Rest der Brigade von Hessen-Homburg unter Anführung des tapfern Prinzen, ihres Chefs, gegen den Feind geführt werden.

Hierdurch und durch das Hinzutreten einiger schwedischer Batterien, die der schon erwähnte Hauptmann von Rüchel-Kleist herbeiholte, sowie eines schwedischen Husarenregiments, dunkelblau mit gelben Schnüren, nebst eines russischen Jägerregiments und einiger Eskadrons Kavallerie von der

Brigade des Generals Manteuffel wurde der Feind auf allen Punkten in die Flucht geschlagen und ein vollständiger Sieg erfochten.

Der Sieg, wodurch Berlin zum zweiten Male gerettet wurde, hatte uns große Opfer gekostet. Nach den amtlichen Angaben hate das Bülowsche Korps 24 Offiziere tot und 180 blessiert; an Unteroffizieren und Gemeinen betrug der Verlust 5989 Mann. Weit ansehnlicher war der Verlust des Feindes: er betrug 14—15 000 Mann. Außerdem erbeuteten wir einige 50 Kanonen, über 400 Munitions- und andere Wagen und Gewehre in Menge.

Nach beendigter Schlacht nahm Bülow sein Hauptquartier in dem Dorfe Oehna unweit Dennewitz, in dessen Nähe das Armeekorps ein Biwak bezog. Das Tauentziensche sowie das russische und schwedische Armeekorps stellten sich auf den Höhen von Jüterbog auf, nach welchem Orte der Kronprinz von Schweden sein Hauptquartier legte.

Ohne den Feind zu verfolgen, blieben wir hier drei volle Tage stehen, was niemand von uns begreifen konnte. Da man bei Großbeeren den geschlagenen Feind schon einmal hatte ruhig abziehen lassen, so erhöhte sich jetzt gegen den Kronprinzen die ungünstige Stimmung. Mochte man auch zugeben, daß der Kronprinz nicht wagen durfte, Davoust aus den Augen zu verlieren und sich Napoleon, der ihn gern gefaßt hätte, auf den Hals zu ziehen, so war doch ein kräftiges Nachrücken ohne Gefahr und hätte dem Feinde gewiß noch große Verluste zugefügt, wenn man auch davon absehen will, daß in einem entfernteren Sinne dadurch eine mächtige Diversion zugunsten der großen böhmischen Armee herbeigeführt sein würde."

Die Ehre des herrlichen Sieges von Dennewitz gebührt allein den Preußen. Neun Stunden lang — schreibt Häusser — hatte sich das preußische Heer, nur von einigen Batterien, zwei Reiterregimentern und zwei Jägerbataillonen der Schweden und Russen unterstützt, im ganzen wohl kaum über 50 000 Mann stark, gegen mehr als 70 000 Feinde tapfer und glücklich geschlagen. Tauentziens heroische Ausdauer am Morgen, Bülows kühner Entschluß, zu Hilfe zu kommen, seine Standhaftigkeit und Umsicht, Borstells rechtzeitige Hilfe, gegen den

Oberbefehlshaber eigenmächtig durchgesetzt, teilten sich mit dem Heldenmut der Truppen in die Ehre dieses unvergeßlichen Tages. Abermals hatte Napoleon ein Armeekorps verloren in dem Kampfe eines Tages, den fast nur deutsche Waffen ausgefochten hatten. Was dem Tode und der Gefangenschaft entrann, war durch die Niederlage demoralisiert. Selbst ein so energischer Soldat wie Ney mußte es erleben, daß ihm der Gehorsam versagt ward. „Ich bin“, schrieb er aufrichtig an den Kaiser, „total geschlagen, und noch weiß ich nicht, ob sich meine Armee wieder gesammelt hat.“ Am 30. September klagte er: „Die moralische Stimmung der Generale und Offiziere ist in hohem Grade erschüttert; unter solchen Umständen befehlen heißt nur halb befehlen und ich möchte lieber gemeiner Grenadier sein.“

Auch an dem Tage von Dennewitz hatten sich die Sachsen als der tapferste Bestandteil der französischen Armee erwiesen und wurden zum Danke dafür in den napoleonischen Bulletins der Feigheit geziehen und als die Hauptschuldigen an dem Mißlingen der Schlacht bezeichnet. Auch die Bayern und Württemberger, ebenso die Polen hielten sich wacker. Bülow, der Sieger in der Schlacht, wurde in der Folge durch den Grafenrang und den Ehrennamen „von Dennewitz“ ausgezeichnet.

Der Ausgang des großen Krieges war nach dem glänzenden Siege der Verbündeten bei Großbeeren, Kulm, Nollendorf, an der Katzbach und bei Dennewitz kaum mehr zweifelhaft. Zwar vermochte Napoleon sich noch wochenlang in Dresden und seinen anderen festen Stützpunkten an der Elbe zu halten, mit rastloser Energie seine zerrütteten Korps durch neue gewaltige Aushebungen wiederherzustellen und, bald dahin, bald dorthin sich wendend, den Vormarsch des Feindes in die sächsische Ebene aufzuhalten. Aber alle seine Anstrengungen, das eiserne Netz zu durchbrechen, das sich immer enger und fester um ihn zusammenzog, erwiesen sich als vergeblich. Nachdem sich Napoleon zuerst der schlesischen Armee entgegengeworfen hatte, ohne Blücher zu einer neuen großen Schlacht verlocken zu können, wurde er durch das erneute Vordringen des böhmischen Heeres gegen Dresden genötigt, von der schlesischen Armee abzulassen. Unter fortwährenden Gefechten,

wie bei Hochkirch (4. September) und Löbau (9. September), setzte Blücher seinen Vormarsch fort. Im Rate der verbündeten Monarchen herrschte noch immer so große Angst vor Napoleons Feldherrnkunst, daß sie trotz der Ueberzahl ihrer Truppen auch noch das schlesische Heer mit der Hauptarmee zu vereinigen beschlossen. Allein Blücher befolgte diesen verderblichen Befehl nicht, weil er seiner Armee die Freiheit der Bewegung erhalten wollte, und ließ seine Haltung durch den Major v. Rühle im großen Hauptquartier rechtfertigen.

Die Unternehmungen Napoleons gegen das böhmische Heer hatten gleichfalls wenig Erfolg. Bei Hellendorf und Kulm wurde heftig gefochten (16. und 17. September), allein Napoleon erkannte bald die Unmöglichkeit, durch das unwegsame ausgezehrte Gebirgsland gegen eine überlegene, in festen Stellungen befindliche Armee weiter vorzudringen, zumal im Rücken der Feind so drohend gegen Dresden heranrückte.

Auch als Napoleon vom böhmischen Heere abließ, sich aufs neue gegen Blücher wandte und ihm eine Reihe von Gefechten lieferte, vermochte er den Vormarsch des schlesischen Heeres nicht mehr aufzuhalten. Vielmehr überzeugte ihn der traurige Zustand seiner Armee in der ausgehungerten Gegend, daß auf dem rechten Elbufer seines Bleibens nicht mehr sei.

Blücher war recht eigentlich der treibende Nerv in einer sonst überall zögernden und bedächtigen Kriegführung. Der Kronprinz von Schweden benutzte den Sieg von Dennewitz nicht, wollte die Elbe nicht überschreiten, solange Wittenberg noch in französischen Händen war. Clausewitz spottete, die beiden Teile ständen sich gegenüber wie der Hund und die Feldhühner, die einander starr ansehen, bis der Jäger Faß an! ruft. Von Blücher ward jetzt dieser fröhliche Jägerruf angestimmt, indem er sich eigenmächtig entschloß, nordwestwärts über die Elbe zu ziehen und den Zauderer Bernadotte mit sich fortzureißen. Am 26. September brach er mit nahezu 70 000 Mann aus der Lausitz gegen die Elbe auf.

Als der geeignetste Uebergang wurde der Elbbogen bei Elster und Wartenburg erkannt. Die Elbe bildet an dem genannten Punkte einen ausspringenden Bogen, der auf seiner Sehne durch einen langen Damm geschlossen ist, welcher sich

von Wartenburg bis Bleddin zieht. Hinter diesem Damm stand der größte Teil des Bertrandschen Armeekorps; seine Flanken waren durch die beiden Dörfer gedeckt, zur Linken von Wartenburg lang ein ziemlich tiefer toter Arm der Elbe, auch in der Mitte war der Boden schwer gangbar, nur zur Rechten bei Bleddin breitete sich etwas mehr Raum aus zur Entfaltung der Truppen. Sonst war die ganze Strecke sumpfig und überschwemmt; dichtes Gebüsch hinderte die Aussicht auf die Stellung des Feindes. Die große Schwierigkeit lag also nicht in dem Uebergang des Stromes, der vielmehr durch die Lokalität entschieden begünstigt war, sondern in dem Widerstand, auf den die Armee stieß, wenn sie die Elbe überschritten hatte. Die Franzosen waren über die Bewegungen der schlesischen Armee ohne Kenntnis. Auch auf preußischer Seite war man von der Lage nicht genau unterrichtet. Nicht allein die Stärke der feindlichen Stellung ward zu gering erachtet, auch Wartenburg hielt man nur für schwach besetzt, während doch 12 000 Mann Wartenburg und Umgebung besetzt hielten, eine ausreichende Anzahl, um bei der Beschaffenheit des Terrains einen Angriff abzuwehren. Yorck fluchte wieder über die Tollheit der Pläne Gneisenaus, doch er übernahm das Wagnis; um so glänzender fiel der Ruhm dieses Tages auf ihn, der halb mit Widerstreben an die Ausführung des Angriffs ging, aber dann durch Umsicht und zähe Energie vollkommen gut machte, was in der ersten Anlage mangelhaft war.

Zunächst wurden zwei Brücken über die Elbe geschlagen. „Unter erschwerenderen Umständen," — schreibt Reiche in seinen Memoiren — „hat wohl nicht leicht ein Brückenbau, im Angesicht des Feindes, bei Unzulänglichkeit und schwieriger Beschaffung der notwendigsten Bedürfnisse und gestört durch einen überraschenden feindlichen Angriff, stattgefunden, als der bei Elster in den Tagen vom 29. September bis 2. Oktober. Der Uebergang an sich war wegen des eingehenden Bogens, den die Elbe dort bildet, nicht schwierig, desto mehr war es aber die Vertreibung des Feindes aus seiner äußerst starken Stellung bei dem Dorfe Wartenburg nach geschehenem Uebergange. Die erfolgte Ueberwältigung des Feindes in dieser Stellung, deren beide Flügel sich an die Elbe lehnten und

deren Front durch ein fast impraktikables sumpfiges Terrain gedeckt war, gereichte unserem ersten Armeekorps zur höchsten Ehre und es ist eine so glänzende Waffentat, daß sie in der Kriegsgeschichte kaum ihresgleichen hat. Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz focht hier mit ausgezeichneter Umsicht und Tapferkeit und erwarb sich dadurch einen hohen militärischen Ruhm."

In der Frühe des 3. Oktober überschritt der letztgenannte, anfangs nur mit drei Bataillonen, den Strom. Aber auch, nachdem York ihm fünf weitere Bataillone zugesandt hatte, erwies sich ein Vordringen auf Wartenburg als unmöglich. Der Prinz ließ daher dort nur vier Bataillone zurück, um den Feind zu beschäftigen; er selbst wollte indessen auf Bleddin vorgehen und durch eine Umgehung sich Wartenburgs zu bemächtigen suchen. Aber auch dies erwies sich als äußerst schwierig. York selbst durchritt jetzt unter dem feindlichen Kugelregen das Schlachtfeld und überzeugte sich, daß ein Frontangriff auf Wartenburg die gedeckte Stellung des Feindes nicht leicht erschüttern könne. Prinz Karl sollte daher mit seiner Brigade und derjenigen des Generals Horn rasch gegen Bleddin vordringen, das Dorf nehmen, und den Feind in seiner rechten Flanke umgehen. Sobald dies geschehen, sollten die Brigaden Horn und Steinmetz den Feind in der Front angreifen und Wartenburg nehmen.

Zu Anfang stieß Prinz Karl auf sehr hartnäckigen Widerstand; erst als Reiterei ins Gefecht eingriff, fing der Feind an langsam gegen Bleddin zu weichen und wurde dann nach heißem Kampfe aus dem Dorfe gedrängt. Und jetzt erfolgte durch die Brigade Horn der entscheidende Angriff auf den schmalen Damm, der zwischen dem toten Elbarm und einem Sumpfe auf Wartenburg hinführt. York, der sich hier befand, befahl den Sturm. Der tapfere Horn — schreibt Häusser — führte an der Spitze des zweiten Bataillons vom Leibregiment seine Truppen persönlich zum Sturm vor; die erste Kugel aus der feindlichen Batterie, die den Damm deckte, traf sein Pferd, das tot unter ihm zusammenbrach. Rasch rafft er sich auf, ergreift das Gewehr eines totgeschossenen Soldaten und ruft seiner Mannschaft zu: „Ein Hundsfott, der schießt!" So eilte

er durch einen Morast hindurchwatend, seinen Leuten voran, das ganze Bataillon folgt ihm mit gefälltem Bajonett und schmettert ganze Rotten nieder; neun Offiziere werden verwundet, aber Horn selbst bleibt unversehrt und dringt zuerst in Wartenburg ein. Die Löwenberger Landwehr, das erste Bataillon des Leibregiments, waren mit gleichem Nachdruck gefolgt, ein paar andere Landwehrbataillone wateten gleichfalls bis an den Gürtel durch das Wasser nnd drangen auf das Dorf los. Noch kostete es einen letzten hartnäckigen Kampf; aber das Unerwartete und Energische des Angriffs brach den Widerstand der Gegner; die tapfere Division Morand wich in Eile zurück. Nun erfolgte das Vordringen auf allen Seiten: Steinmetz drang von der Front her ins Dorf ein; was der Prinz von Mecklenburg über Bleddin und Globig in die Flanke von Wartenburg gesendet, kam eben recht, die Niederlage der flüchtigen Kolonnen zu vollenden. Wäre mehr Reiterei zur Hand gewesen, so würde wahrscheinlich der Feind völlig zersprengt.

Ueber den denkwürdigen Tag mögen hierunter noch die Aufzeichnungen folgen, die der damalige Pastor von Wartenberg M. Gerstärker in dem alten Kirchenbuche seiner Pfarrei gemacht hat. Sie geben uns zugleich ein anschauliches Bild der furchtbaren Not, die über unser Volk oft genug in jenen Schreckensjahren gekommen ist.

Schon mehrere Tage vor dem Schlachttag hatten Plänkeleien zwischen den Franzosen und Preußen die Einwohner des Dorfes in argen Schrecken versetzt. „Drei Tage lang währte diese Verwüstung, und die Hungersnot ging so weit, daß man keines Löffels Mehl zu einer Suppe, keines Bissens Brot, ja kaum einer Erdbirne mächtig war. In den Mund wurde den kauenden Menschen gesehen, um zu erfahren, ob sie Brot verzehrt hätten . . . . Und dennoch war dies alles, so hart dies auch sein mochte, eine Kleinigkeit gegen das, was nunmehr sich zutrug: Den dritten Oktober früh um vier Uhr begann nämlich, ohne daß wir sonderliche Bemerkungen gemacht oder Vorbereitungen gesehen hatten, eine heftige Kanonade von Elster her. Mit Blitzesschnelle hatte sich der General Bertrand, der in Trebitz stand, mit der hier liegenden Division

Morand und den in Globig und Bleddin kantonierenden Truppen hierher gezogen und ein Armeekorps von 30 000 Mann gebildet, die mitten im Dorfe, zwischen Kirche, Pfarre und Schule, im Schloß auf dem herrschaftlichen Hofe, hinter den Höfen gegen die Hengstheinichte zu und hinter allen Dämmen bis nach Bleddin hin sich verteilten.

Früh morgens gegen 8 Uhr begann die Retirade der französischen Bagage auf allen Seiten und die unglücklichen Einwohner des Dorfes flüchteten. Ich, der damalige Pfarrer, bin zwar im Hause geblieben, allein und in einer großen, noch nie gefühlten Angst und im Keller. Schon spielten die Preußen Granaten ins Dorf, Kanonenkugeln gingen zu verschiedenen Malen durchs Schloß, drei sechspfündige Kugeln sind auf den Kirchenboden gefallen, und es ist sehr zu bewundern, daß das Dorf nicht in Flammen aufgegangen ist.

Groß war unsere Gefahr, als hinter den Höfen nahe der Hengstheinichte ein französischer Pulverwagen von den Preußen in die Luft gesprengt ward.

Halb 2 Uhr begann die Retirade der Franzosen auf allen Punkten. Die schlesische Landwehr erstürmte unter der Anführung des preußischen Generals Horn das Dorf, die schwarzen Husaren tournierten von Bleddin her die Franzosen, die sie dirigierten, auf ihre eigenen Leute zu schießen, und nicht weit von Babel, auf der sogenannten versenkten Lache, wurde ein zweiter Pulverwagen in die Luft gesprengt. Die Preußen machten über 1000 Gefangene und nahmen 80 bespannte Bagage- und Munitionswagen. Die Franzosen hatten etwas über 100 Tote, weil ihre Position hinter den Dämmen sehr vorteilhaft war, und diese liegen überall im Felde, auf dem Sauanger, hinter den Höfen und auf den Teichmaßen begraben.

Gegen 2000 Tote und Blessierte hat dieser Tag den tapferen Preußen gekostet, und wie der (später) bei mir logierende Königlich württembergische Divisionsgeneral Graf von Franquemont versicherte, hat das französische Armeekorps an diesem Tage 100 000 und etliche 40 Patronen verschossen.

Von 2 Uhr nachmittags bis den 6. mittags gingen die Durchzüge der Russen und Preußen unaufhörlich fort. Der Königlich preußische Feldmarschall von Blücher, der General

von York, der General Horn, der Kronprinz von Preußen, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz Karl von Mecklenburg, General Gneisenau, die russischen Generäle Langerow, Korff, Sacken, Priest und mehrere hatten hier ihr Hauptquartier. Am 3. Oktober abends waren die Aecker hinter den Höfen, die Sandberge, der Weinberg, das kleine Feldchen, die grobe Sau, die langen Maßen, kurz, ein unglaubliches Terrain mit Kriegern angefüllt und durch viele tausend Wachtfeuer furchtbar schön erleuchtet. Man rechnet auf 80 000 Mann, die sich hier gelagert hatten. Da wurde alles verbrannt, ja selbst die Mühlen von den Russen bedeutend beschädigt. An Schlaf war bei den damals so zerrissenen Herzen gar nicht zu denken. Die herrschaftlichen Scheunfluren und die unteren Stuben der Pastorwohnung wimmelten von Blessierten der verschiedenen Nationen, vorzüglich der Italiener und der schlesischen Landwehr. Nun hatte die Verwüstung den höchsten und furchtbarsten Grad erreicht. 10 000 Mann Russen und 1000 Preußen bezogen ein Lager vor dem Dorfe und blieben bis zum 10. Oktober hier und fingen vor dem Dorfe, am Rötkolke nach den Mühlen hin und auf dem Wein- und Pflaumenberge, auch vor der groben Sau zu schanzen an, daher auch eine große Anzahl Bäume hinweggehauen wurde. 189 Stück Pferde, über 200 Stück geliefertes oder genommenes Rindvieh, 364 Stück große oder kleine Schweine, gegen 400 Stück Schafe und sämtliches Federvieh hat diese Schreckenszeit den armen Wartenburgern und mir gekostet. Um aber das Unglück noch zu vermehren, wurden wir am 10. Oktober von mittags 12 Uhr bis abends 5 Uhr von einem russischen Freikorps geplündert, wobei die Menschen sehr gemißhandelt wurden, und das Geraubte wurde sodann größtenteils im Lager verbrannt.

Vom 11. Oktober an hatten wir wieder mehrere Tage über 10 000 Franzosen und Württemberger, die sich aber leidlich benahmen, und nachher traf uns fast alle eine bösartige Viehseuche, die den Bewohnern und auch mir das ganze Rindvieh, in einer Zeit von vierzehn Tagen über 200 Stück an der Zahl, genommen hat, so daß im ganzen Dorf etwa 40 Stück übrig geblieben sind. Drei Sonntage

hintereinander ist es nicht möglich gewesen, Kirche oder Gottesdienst zu halten, und als es uns zum ersten Male wieder vergönnt war, die Kirche wieder zu besuchen, da kamen viele in Pantoffeln und sehr ärmlich, weil ihnen fast alles genommen war, und viele starben oder wurden bedeutend krank über die wiederholten gehabten Schrecken und die ausgestandene ungewöhnliche Angst."

Abermals — schreibt Treitschke — war ein glänzender Sieg allein durch die Preußen erfochten. Der Kampf ward mit solcher Wut geführt, daß die schwarzen Husaren einmal gefangene italienische Kanoniere zwangen, das Geschütz auf ihre eigenen Kameraden zu richten. Glückselig focht General Oppen mitten im Getümmel; der war von der nahen Nordarmee herübergeritten und ließ es sich nicht nehmen, als gemeiner Reiter mit ins Feuer zu gehen. Ein grausiger Anblick, wie die armen Leineweber von der schlesischen Landwehr scharenweise mit durchschossener Brust und auf dem nassen Boden lagen unter den Obstbäumen an den Elbdeichen; vor der Schlacht hatten sie sich noch gemächlich Pflaumen geschüttelt. Als General Eichhorn diese kümmerlichen Leiber betrachtete, in denen so viel Liebe und Heldenmut gewohnt, da durchschauerte ihn heilige Andacht und er erkannte, was es heiße, daß der Herr auch in den Schwachen mächtig ist. Der höchste Preis gebührte doch dem Kolbergschen Leibregimente, jener tapferen Schar, die schon an Gneisenaus Seite gestanden, als das Gestirn des Helden zuerst aufging; vor dieser Truppe entblößte der gestrenge Yorck sein Haupt, wie einst König Friedrich vor den Ansbach-Bayreuth-Dragonern. Blücher aber rief, als abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des Vaters in bewegten Worten, nannte sich selbst bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe, was jener Unvergeßliche geplant.

Und Droysen, der Biograph Yorcks, des eigentlichen Helden von Wartenburg — daher sein späterer Grafentitel „Yorck von Wartenburg" — charakterisiert die Schlacht folgendermaßen: „sie trägt jenes eigentümliche Yorcksche Gepräge der Ausdauer und bohrenden Zähigkeit: es ist nicht

irgend ein Handstreich, eine geistreiche Wendung, ein stark gewagter Versuch auf den niedrig geschätzten Mut oder Verstand des Gegners, womit man zum Ziele gelangt; es gilt, möglichst sicher zu gehen und wenn auch mit mehr Mühe und größerem Opfer des Erfolges gewiß zu sein. Man geht behutsam tastend vor, dann faßt man an, hält ihn zäh fest, drückt und zerrt und schüttelt ihn da und dort und überall, bis er mürbe ist, dann gibt man ihm den sicheren letzten Stoß. Zu dieser Art des Kampfes muß der Führer völlig kalten Blutes, eisernen Willens, zähester Spannkraft sein, muß er sich auf seine Truppen völlig verlassen können, sie müssen ganz in seiner Hand sein."

Und Gneisenau, der Generalstabschef Blüchers, berichtet an den Staatskanzler Hardenberg: „Am 3. dieses Monats haben wir unseren Elbübergang mit gewaltsamer Hand gemacht. Der Feind hatte eine fast unüberwindliche Stellung inne. Der Entwurf war, ihn von vorn zu beschäftigen, mit dem eigentlichen Angriff das feste Dorf zu umgehen und solches dann von hinten anzugreifen. Die Tapferkeit der Truppen riß aber diese in dem Gefecht fort, und nach einem sechsstündigen heftigen Gefecht erstürmten sie endlich das Dorf fast auf dessen stärkster Seite. Die Landwehren spielten hierbei mit die vorzüglichste Rolle, namentlich das Bataillon Sommerfeld aus dem Hirschberger Kreise, größtenteils aus Leinewebern bestehend. So bilden sich jetzt die jungen Truppen zum Krieg aus."

Der Weg in die große sächsische Ebene zum letzten entscheidenden Völkerkampfe stand für die schlesische Armee offen.

Der Vertrag von Ried

8. Oktober 1813

Unter dem Eindruck des siegreichen Vordringens der Verbündeten lockerte sich mehr und mehr der Rheinbund, das Denkmal der napoleonischen Macht diesseits des Rheins, und es drängte sich damit die Frage nach der künftigen Gestaltung der deutschen Verhältnisse in den Vordergrund. Allein schon in dieser Zeit, da sich die Befreiung aus der Knechtschaft eben erst vollzog, ließ sich erkennen, daß der nationale Gewinn aus der deutschen Erhebung hinter den Hoffnungen der Patrioten weit zurückbleiben werde. Die Pläne einer festen zentralisierten Organisation Deutschlands, die man zur Zeit des Kalischer Bündnisses gehegt und in den stolzen Worten der Proklamationen ausgesprochen hatte, traten mehr und mehr in den Hintergrund. Das Zurückweichen von dem Kalischer Programm mit seinen nationalen Bestrebungen war die von Oesterreich gestellte Bedingung für seinen Beitritt zur preußisch-russischen Koalition gegen Napoleon und ist seitdem Schritt für Schritt weiter fortgesetzt worden bis zu der Wechselbalgschöpfung des Wiener Kongresses. Die deutsche Politik Metternichs drängte immer mehr den Geist zurück, in welchem die preußischen Patrioten die Neuordnung der deutschen Verfassung ursprünglich vollziehen wollten. Gegen ihn war natürlich Hardenbergs unbeständige Weichheit stets im Nachteil, Steins Stellung als russischer Bevollmächtigter hatte ihr Bedenkliches und zugleich Unsicheres; auch England und Schweden sahen die Bestrebungen der preußischen Patrioten mit ungünstigen Augen an.

Die Verabredungen von Reichenbach zu ergänzen und Oesterreich noch enger mit den Verbündeten von Kalisch zu verbinden, schlossen am 9. September zu Teplitz Rußland und Preußen mit Oesterreich neue Verträge. Darin war zunächst Freundschaft und Einverständnis auch für die Zukunft festgesetzt, die Garantie der gegenseitigen Besitzungen und eine Hilfeleistung von 60 000 Mann ausgemacht, die im Notfall noch gesteigert werden sollte, und die Verpflichtung eingegangen, nur gemeinsamen Waffenstillstand und Frieden zu schließen, überhaupt in allen Dingen nur mit wechselseitigem Einverständnis zu verfahren. Diesen für die Oeffentlichkeit bestimmten Bedingungen war eine Anzahl bedeutsamer geheimer Artikel angehängt. Zuvörderst war festgesetzt, daß Oesterreich und Preußen soviel wie möglich nach dem Bestand von 1805 wiederhergestellt werden sollten. Für das übrige Deutschland war die inhaltsschwere Bedingung getroffen: Auflösung des Rheinbundes und völlige und unbedingte Unabhängigkeit der zwischen dem neu aufgerichteten Oesterreich und Preußen und zwischen Rhein und Alpen liegenden deutschen Gebiete. Das Haus Braunschweig-Lüneburg ward in Hannover und seinen anderen deutschen Besitzungen wieder eingesetzt, über das künftige Schicksal des Herzogtums Warschau sollte zwischen Oesterreich und Rußland und Preußen eine freundschaftliche Vereinbarung getroffen werden. Die unter dem Namen der 32. Militärdivision mit Frankreich vereinigten deutschen Gebiete sowie die von französischen Prinzen in Besitz genommenen Lande sollten zurückgegeben werden.

Damit ward die neue Souveränität der Rheinbundstaaten anerkannt, ein loses „System von Verträgen und Allianzen" an die Stelle einer einheitlichen zentralisierten Organisation gesetzt. Selbst der Wiederherstellung der alten Formen von Kaiser und Reich, die damals ernstlich erwogen wurde, widersetzte sich Oesterreich in Anbetracht der unendlichen Schwierigkeiten und in dem Bestreben, unter allen Umständen sich zum Hort der schrankenlosen Souveränität und des vollen Absolutismus der deutschen Territorien zu machen. Noch viel weniger wollte man in Wien natürlich von einem preußischen Kaisertum, einer Trennung von Nord- und Süddeutschland,

dieses unter österreichischem, jenes unter preußischem Einfluß, durch eine „Mainlinie" und von anderen Plänen hören, die in den Kreisen patriotischer Staatsmänner damals auftauchten. Ueber die Grundfragen der künftigen deutschen Verfassung herrschte noch die größte Unklarheit und Ratlosigkeit.

Während hier alles in der Schwebe war, erfocht die österreichische Auffassung einen neuen Sieg durch den Rieder Vertrag mit Bayern. Auch in Bayern, das durch die alte Verbindung mit Frankreich wie kein anderer deutscher Staat gewonnen hatte, trug man längst den furchtbaren Druck des napoleonischen Militärdespotismus nur mit Schmerz und tiefer Erbitterung. Die Opfer, die Bayern in dem Feldzuge von 1809 gebracht, und der Anteil, den es an dem Siege gehabt, waren trotz der lockenden Verheißungen Napoleons durch den Frieden von Schönbrunn nur mäßig belohnt worden. Statt des versprochenen Lohnes kamen nur immer neue Opfer, selbst der teuer erworbene Länderbesitz ward durch aufgedrungene Abtretungen geschmälert. Durch vielfache Berufungen norddeutscher Gelehrter, die von der Regierung ausersehen waren, Bayern zur Kulturhöhe der übrigen deutschen Staaten emporzuheben, hatte sich in der Hauptstadt ein Kreis ausgezeichneter Männer, von denen wir hier nur den Philologen Thiersch und Feuerbach, den Begründer der modernen deutschen Strafrechtswissenschaft, nennen, gebildet, die den politischen Geist des norddeutschen Volkes und nationales Empfinden auf bayerischem Boden verbreiteten. „In ganz Deutschland," sagt Montgelas, „gehörten die Professoren fast ausnahmslos zur nationalen Partei." In Neubayern fand dieser nationale Geist am frühesten empfänglichen Boden, namentlich im gebirgigen Süden. Im neubayerischen Norden schalt der Ansbacher Platen als bayerischer Kadett auf den gehässigen Bund, dem der Rhein ungern seinen Namen leihe, und wünschte 1809 in seinem Tagebuch den „kaiserlichen (österreichischen) Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang". Zu derselben Zeit, als die Tiroler im Süden aufstanden, als Schill und Dörnberg im Norden eine Insurrektion versuchten, arbeitete der Diakon von Selb, Friedrich Wilhelm Hagen, gemeinsam mit einem Herrn v. Paschwitz an

einer Erhebung im Bayreuthischen, sie wollten gleichzeitig die preußische Regierung zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich vermögen.

In Altbayern erhob sich noch Widerspruch gegen die norddeutschen Patrioten. Unter Führung des Generallandesdirektionsrates Christoph v. Aretin tobte ein leidenschaftlicher Kampf gegen die Berufenen. Nach Ostern 1809, fast zugleich mit dem Eindringen der österreichischen Heere in Bayern, erschien zu München eine anonyme Schrift unter dem Titel: „Die Pläne Napoleons und seine Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich". Als Verfasser bekannte sich später Aretin. Seltsam genug, daß gerade dieser, das Haupt der katholischen Partei in Bayern, sich auf die Seite Napoleons stellte, während dieser bereits wegen Einziehung des Kirchenstaates mit dem päpstlichen Bann belegt war. Aber Napoleon sollte — dies war in der genannten Schrift ausgeführt — den Sieg der römischen Kirche über den Protestantismus herbeiführen. Aretin reiste mit den noch nassen Blättern zur französischen Armee und teilte sie hier aus, später ließ er sie, mit zahlreichen noch giftigeren Anklagen vermehrt, von neuem abdrucken und ins Französische übersetzen. Die Art und Weise, wie hier denunziert wird, macht dem Verfasser keine Ehre. In einem Augenblick, wo Oesterreichs Heere auf der Wahlstatt standen, um im blutigen Kampfe für Deutschlands Ehre einzutreten, und Preußen unter den größten Opfern zur Wiedererhebung mit eiserner Strenge an sich arbeitete, verdächtigte der Münchener Staatsbeamte dem gallischen Imperator die edelsten deutsch-patriotischen Regungen. Von den deutschen Gelehrten, die damals in der Erziehung ihres Volkes ihre schönste Aufgabe erblickten, heißt es: „Von den borussierenden und anglomanen Gelehrten in Deutschland wäre noch vieles zu sagen, aber ich halte es für überflüssig. Napoleon kennt ihre geheimen Machinationen, und wenn es Zeit ist, wird er die Missetäter zur Rechenschaft ziehen." Und weiter: „Die protestantischen Geistlichen verabscheuen den großen Napoleon wie ehemals den Papst. Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet . . . Wenn man die greulichsten Ver-

wünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will, so gehe man in eine recht lutherische Koterie . . . Und wenn einst dem französischen Kaiser ein Unglück passieren sollte, so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen miteinander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen in Salamanca.“ Dem korsischen Emporkömmling wird zugleich in dem Pamphlet auf die widerlichste Weise gehuldigt. Von ihm heißt es, was uns heutzutage wie blutige Ironie klingt, daß in seinem System „echte Deutschheit, d. h. Kosmopolitismus“, liege, denn dasselbe habe das aus Deutschlands Philosophie erzeugte Prinzip zur Basis: Wenn Vernunft kein leerer Name sein soll, so muß das Besondere dem Allgemeinen weichen!

Es ist klar, daß es Aretin nur um die Verdächtigung der Münchener Gelehrten, die allerdings aus ihrer deutschen Gesinnung und ihrem Haß gegen Napoleon kein Hehl machten, zu tun war. Erinnert man sich an Palms Hinrichtung, so ist die Größe der Gefahr, welche aus einer solchen Anklage erwuchs, ersichtlich.

Seit der Niederlage der österreichischen Waffen verschlimmerte sich die Lage der deutsch gesinnten Patrioten in München immer mehr. Aretin und seine Genossen hatten ihre Sache zu der des Volkes und des Vaterlandes gegen Fremde gemacht, die Bayern verachteten; sie schrieben nach Landshut, man möge dort den Aufstand beginnen, in München sei alles bereit. Der Haß wurde so sehr beim Volke geschürt, daß ein Fanatiker ein Attentat gegen Thiersch verübte.

Trotz dieser Hetzereien, die ja auch nur auf die unteren Volkskreise berechnet waren und in ihrer Plumpheit nur auf diese wirken konnten, waren in Bayern die bisherigen Sympathien für Frankreich infolge der fortgesetzten Durchzüge, der unerschwinglichen Opfer an Geld und Menschenleben, der steten Friedlosigkeit, der Wirkungen der Kontinentalspeere sehr ins Wanken geraten. Es folgte der Feldzug von 1812, der 30 000 Mann und eine ganze Heeresrüstung Bayerns verschlang. So war denn schon im Frühjahr 1813 kaum in einem Rheinbundstaate die Stimmung widerwilliger gegen den fremden Dienst als in Bayern. Der Mittelpunkt der Unzu-

friedenen war der Kronprinz Ludwig. Eine hohe Begeisterung für das gemeinsame deutsche Vaterland hatte ihn seit seinen Jugendjahren erfüllt. Glühend voll Haß gegen den korsischen Welteroberer, war er einer der wenigen deutschen Fürsten, die jenem Trotz boten und vaterländische deutsche Gesinnung auch unter den ärgsten Bedrängungen pflegten und in bessere Zeit hinüberretteten. Bekannt sind seine Worte, die im Jahre 1805 die Begehung einer Austerlitzer Siegesfeier am Hofe der Kaiserin Josephine in Straßburg ihm inmitten französischer Umgebung entlockte: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in welcher ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein wird.“ Von einem Aufenthalt in dem von den Franzosen besetzten Berlin im Jahre 1807 stammen seine Verse: „Auf und sprengt die Ketten, die ein Korse euch hat angelegt!“ — Worte und Gesinnungen, die Napoleon zu der Drohung hinrissen: „Wer hindert mich, diesen Prinzen erschießen zu lassen?“

Bald nahte der neue Krieg und brachte neue Forderungen des französischen Kaisers. Trotz der Erschöpfung des Landes mußte Bayern rüsten. Zur Zeit des Waffenstillstandes standen schon wieder einige dreißig Bataillone mit Reiterei und Geschütz bei München konzentriert; es entstanden freiwillige Regimenter, es ward eine Landwehr gebildet. Bayern machte den Frühjahrsfeldzug gegen Preußen und Rußland mit etwa 8000 Mann mit; die Siege der Franzosen bei Großgörschen und Bautzen wurden offiziell gefeiert. Das Hauptheer unter Wrede blieb jedoch in Bayern zurück und rückte im August an den Inn vor, denn Vorsicht war nach allen Seiten dringend geboten, auch gegen Oesterreich. Die Annexionsgelüste der Habsburger schrieben sich von alter Zeit her. Das reiche, fruchtbare Getreideland am unteren Laufe des Inn und der bayerischen Donau erschien ihnen zur geographischen Abrundung ihrer deutschen Stammlande vortrefflich geeignet. Wichtiger noch würde die Erwerbung dadurch geworden sein, daß Oesterreich damit für alle Zeiten ein unberechenbares Uebergewicht in Deutschland erlangt haben würde. Schon zur Zeit Josephs I. war daher der Gedanke eines Ländertausches einmal aufgetaucht, doch brachte erst der Tod des Kurfürsten Max III. Joseph

(1777) den schon längst im stillen gehegten Wunsch ans Licht. Damals war es Friedrich der Große gewesen, der den Plan durchkreuzte. Wieder acht Jahre später trat Joseph II., diesmal von Rußland unterstützt, mit dem Plan hervor, Bayern durch einen Ländertausch zu erwerben. Kurfürst Karl Theodor, ohne Interesse für seine Dynastie und seine Agnaten, nur um die Versorgung seiner Bastarde bekümmert, war leicht dafür zu gewinnen, die altbayerischen Stammlande, die ihm stets fremd geblieben waren, für die österreichischen Niederlande mit dem blendenden Titel eines „Königs von Burgund" hinzugeben. Wieder protestierte Friedrich der Große energisch gegen einen solchen Länder- und Menschenschacher, und Oesterreich blieb nichts übrig, als im Verein mit Karl Theodor das mißlungene Tauschgeschäft in Abrede zu stellen. Bayern hatte daher auch jetzt noch allen Grund, vor Oesterreich auf der Hut zu sein. Wenn darum das Glück der Waffen noch einmal für Napoleon entschied, dann trat Bayern noch einmal an seine Seite, aber es folgte der Beitritt Oesterreichs zur preußisch-russischen Koalition, die für die Verbündeten siegreichen Schlachten von Großbeeren, Nollendorf und an der Katzbach, die deutlichen Zeichen der Erschütterung bonapartischer Herrlichkeit und ihrer bevorstehenden Zertrümmerung auch ohne den Abfall seiner deutschen Vasallen. Wenn man bei den siegreichen Mächten noch Dank ernten und den Lohn des Sieges mitgenießen wollte, so war es höchste Zeit, sich zu entscheiden.

Ein erstes Anzeichen, daß Bayern ein Abschwenken von dem französischen Imperator ins Auge faßte, war eine Instruktion an Wrede: „die ihm untergebenen Truppen unter keinem Vorwand verteilen zu lassen, auch nicht zuzugeben, daß selbige außer dem Königreich besonders nicht in Preußen und Sachsen, am allerwenigsten aber weiter im Norden verwendet würden". Eine weitere Frucht der Annäherung an die Verbündeten war die tatsächliche Waffenruhe an der österreichisch-bayerischen Grenze. Noch vor Ende August schrieb Kaiser Alexander an seinen königlichen Schwager Max — beider Gemahlinnen waren Schwestern — einen Brief, worin er ihn zum Anschluß an die Koalition aufforderte. Die Opfer, die Bayern zugemutet würden, beschränkten sich auf einige Grenz-

arrondierungen, wofür es aber reichlich entschädigt werden sollte; denn der russische Kaiser wünschte nicht nur Bayerns Macht zu erhalten, sondern sie zu vergrößern.

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf der österreichische Diplomat Baron Hruby bei den bayerischen Vorposten ein, um über Bayerns Anschluß an die Koalition zu verhandeln. Unter dem Eindruck der Botschaft neuer Siege der Verbündeten (Dennewitz 6. September) erfolgte dann in München der entscheidende Umschwung. Am 10. September richtete König Max ein Schreiben an den Zaren, das seine entschiedene Abneigung, länger für Napoleon zu kämpfen, uud seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in die Koalition aussprach. Und einige Tage früher hatte der König Napoleon brieflich die Unmöglichkeit dargelegt, länger die Verbindung mit Frankreich fortzusetzen. Nachdem ihn noch Friedrich Wilhelm III. wegen der gefürchteten Rückgabe der fränkisch-hohenzollernschen Stammlande beruhigt hatte, wurde am 8. Oktober zwischen Wrede und dem österreichischen Feldzeugmeister Prinz Reuß zu Ried in Oberösterreich der Anschlußvertrag unterzeichnet.

In dem Vertrag sagt sich Bayern von den Verpflichtungen des Rheinbundes los, nimmt aktiven Anteil am Kriege der Verbündeten gegen Frankreich und unterstellt seine Feldarmee in der Stärke von mindestens 36 000 Mann als einen besonderen Truppenkörper der Kommandogewalt der Großen Armee. Dagegen verbürgt Oesterreich in seinem wie der Verbündeten Namen dem bayerischen Staate seine volle Souveränität und seinen ganzen Besitzstand. Etwaige Landabtretungen sollen von Bayern nur gemacht werden auf Grund einer freien Vereinbarung und gegen Zusicherung einer gleichwertigen, wohlgelegenen und zusammenhängenden Entschädigung sowie lediglich zu dem Zwecke, den beiden benachbarten Staaten Oesterreich und Bayern eine militärische Linie zu sichern. Zugleich ordnet Oesterreich seine Donauarmee dem Befehl des bayerischen Generals unter. In einer „königlichen Erklärung" vom 14. Oktober wurde der Uebertritt Bayerns vor dem In- und Auslande gerechtfertigt. „Seine Majestät wünschen," — heißt es in der Erklärung bezeichnenderweise — „daß ein schneller Friede Verhältnisse bald wiederherstelle, denen Sie nur dann

erst entsagt haben, als die unberechtigte Ausdehnung einer Gewalt, die jeden Tag lästiger wurde, und die gänzliche Hilflosigkeit, worin man Bayern mitten in der ernstlichen Krisis ließ, Ihnen die ergriffene Partei zur Pflicht und zum Bedürfnis machten." Und Montgelas sagte dem französischen Gesandten beim Abschied: „Wir beugen uns jetzt unter dem Sturm und treiben weiß Gott wohin. Aber ist die Ruhe einmal hergestellt, so seien Sie von einem fest überzeugt, daß Bayern Frankreich stets nötig hat."

„Beide Teile," (Oesterreich und Bayern — sagt Treitschke —) „konnten sich eines großen diplomatischen Erfolges rühmen, des größeren doch Oesterreich. Die Hofburg gewann für sich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und führte zugleich drei schwere Schläge gegen Preußen. Der Kernstaat des Rheinbundes trat als gleichberechtigte Macht in die Koalition ein, wurde feierlich aller vergangener Schuld entlastet und jetzt zeigte sich, welchen Sinn Oesterreich mit jenen verhängnisvollen Worten des Teplitzer Vertrages verband: Die verheißene ganze und unbedingte Unabhängigkeit wurde kurzweg dahin erläutert, daß Bayern, von jedem fremden Einfluß befreit, „seine vollkommene Souveränität genießen" solle. Damit war den Bundesplänen Preußens die Spitze abgebrochen. Bayern erhielt ferner die Anerkennung seines Besitzstandes; das will sagen: Hardenbergs Plan, den Rheinbundstaaten den Raub der jüngsten Jahre wieder abzunehmen, fiel glatt zu Boden und Ansbach-Bayreuth ging für Preußen verloren. Der Münchener Hof empfing endlich für die an Oesterreich abgetretenen Provinzen die Lande Würzburg und Aschaffenburg sowie die geheime Zusage noch anderer deutscher Landstriche, die mit seinem Gebiete in ununterbrochenem Zusammenhange stehen sollten. Durch diese Aussicht ward das Haus Wittelsbach für die nächste Zeit fest an Oesterreich gekettet. Die geheimen Artikel des Rieder Vertrages wurden vor dem preußischen Kabinett noch längere Zeit verborgen gehalten und erregten, als sie endlich ans Licht traten, lebhaften Unwillen. Hardenberg und Humboldt hatten in Teplitz einen Artikel für den bayerischen Vertrag vorgeschlagen, worin Bayerns Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt ausbedungen war; sie waren

damit weder bei dem Zaren noch bei Metternich durchgedrungen, und nun mußten sie erleben, daß Oesterreich den gefährlichsten und böswilligsten Staat des Rheinbundes von jeder Verpflichtung gegen Deutschland freisprach! Montgelas hielt es nicht einmal für nötig, seine bonapartistischen Neigungen zu verbergen; in der öffentlichen Erklärung, die den vollzogenen Fahnenwechsel verkündigte, sprach er unbefangen die Hoffnung aus auf baldige Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen, denen der König nur im letzten Augenblick und in höchster Bedrängnis entsagt habe. Und diesem Staat hatte Oesterreich die alten Stammlande der Hohenzollern preisgegeben. Dergestalt war bereits entschieden, daß Oesterreich die Gestaltung der deutschen Zukunft in seiner Gewalt hielt."

Dafür, daß Bayern seit fast einem Jahrzehnt die sicherste Stütze der bonaparteschen Macht in Deutschland gewesen war und erst jetzt vor Torschluß die fremden Fahnen verließ, waren die Abmachungen von Ried jedenfalls sehr günstig. Ab r auch für die Verbündeten hatte der Beitritt Bayerns auch in diesem Augenblick noch seinen Wert: er sprengte vollends den Rheinbund, bereitete den Abfall der übrigen Rheinbundstaaten vor, bedrohte Napoleons Rückzug und öffnete den Oesterreichern den Weg nach Italien.

Noch günstigere Resultate erzielte Oesterreich aus dem Rieder Vertrag. Es ließ sich von Bayern die Rückgabe der verlorenen Gebiete versprechen, nahm Tirol sogleich in die Hand und überließ es dann später Bayern die verheißenen Entschädigungen auf Kosten Dritter zu suchen. Das Teplitzer Programm von der Gewährung der Fürstensouveränität wurde jetzt zuerst praktisch gemacht und damit alle künftigen Reformentwürfe einer deutschen Reichsverfassung vereitelt. Denn was man Bayern gewährte, konnte man billigerweise den übrigen Rheinbundstaaten nicht verweigern.

Die Schlacht bei Leipzig

16.—18. Oktober 1813

Der Elbübergang des schlesischen Heeres und die siegreiche Schlacht von Wartenburg zwangen auch den stets zögernden Kronprinzen von Schweden, mit der Nordarmee über die Elbe zu gehen, so daß an der unteren Mulde die Vereinigung der beiden Armeen auf einen Tagmarsch stattfinden konnte. Auch die böhmische Armee war nach dem Rückzug Napoleons nach der sächsischen Hauptstadt über das Erzgebirge auf Chemnitz und Leipzig vorgerückt. Die Gefahr einer Vereinigung der gesamten Streitkräfte der Verbündeten in seinem Rücken überzeugte Napoleon, daß seine Stellung in Dresden unhaltbar geworden war. Er verließ jetzt Dresden (7. Oktober) mit dem Plane, sich mit aller Macht auf Blücher zu werfen und ihn sowie den Kronprinzen von Schweden wieder über die Elbe zurückzutreiben. Allein diese wichen dem Stoße über die Saale aus und die Vereinigung aller verbündeten Heere war jetzt kaum mehr aufzuhalten. Doch bedurfte es auch jetzt noch der ganzen Energie Blüchers, um den Kronprinzen, der am liebsten gleich wieder über die Elbe zurückgegangen wäre, auf dem Kampfplatze, wo die Entscheidung fallen mußte, festzuhalten und zur Mitwirkung zu zwingen.

Noch einmal faßte der arg bedrängte Franzosenkaiser einen Plan von unerhörter Kühnheit. Er wollte auf das rechte Ufer der Elbe gehen, Dresden behaupten, die Mark und die preußische Hauptstadt erobern, Magdeburg zum Mittelpunkt seiner Operationen machen. Noch waren die Elbfestungen sein,

im Rücken hatte er Stettin, Küstrin, Glogau, Danzig und das befreundete Polen, zur Linken standen St. Cyr und Lobau, die Rechte konnte er Davoust und den Dänen reichen, seine gesamte Macht war dann vereinigt und stand auf einem Boden, der ihr wenigstens besseren Unterhalt verhieß, als das bis auf den Grund ausgesogene Sachsen. Vielleicht machte die kühne Seltsamkeit des Planes die Gegner betroffen und weckte unter ihnen die schlummernden Friedensgedanken. Bernadotte eilte dann wohl nach Norden und er selber konnte die Gegner getrennt fassen und schlagen. Seine Vortruppen drangen bereits über die Elbe, Tauentzien trat mit seinem Korps einen übereilten Rückzug an und am 13. Oktober befürchtete Berlin noch einmal einen feindlichen Angriff.

Allein der verwegene Plan, der ihn von der Heimat abgeschnitten, die verbündeten Heere zwischen die Große Armee und Frankreich gestellt hätte, scheiterte an dem Widerspruch aller Heerführer und schließlich auch an den eigenen Bedenken des Kaisers. Weder auf seine Generale noch auf seine Soldaten konnte er sich mehr wie früher verlassen; Disziplin und Kriegslust schwanden mehr und mehr dahin. Frankreich war tief ermüdet, seine verbündeten Hilfstruppen wurden mit jedem Tag schwieriger; eben noch auf dem Marsche nach Düben, hatte er die bittere Erfahrung machen müssen, daß die Sachsen, statt das gewohnte Vive l'empereur! zu rufen, ihn mit bezeichnendem tiefem Schweigen empfingen. Er gab den kühnen Plan, der das ganze Kriegstheater umgestaltet hätte, schweren Herzens auf und wendete sich nach Leipzig zurück. Sein Stolz verschmähte die offene Rückzugslinie nach dem Rhein; er hoffte, dicht vor den Toren Leipzigs der von Süden heranrückenden böhmischen Armee die Schlacht anzubieten, bevor die beiden anderen Heere eintrafen. „Das edle Wild war gestellt; das gewaltige Kesseltreiben dieses Herbstes näherte sich dem Ende."

Um Leipzig zogen sich nun von allen Seiten die Heere zusammen zu einem gewaltigen Entscheidungskampf, wie ihn die Kriegsgeschichte kaum je zuvor gesehen.

„Das Schlachtfeld" — schreibt Major von Reiche, der Generalstabschef Bülows und Mitkämpfer, in seinen Memoiren —,

„auf welchem die Befreiung Deutschlands so ruhmvoll erkämpft und die Macht des Löwen, der allen bestehenden Reichen den Untergang gedroht hatte, niedergeworfen wurde, wird von der Pleiße, der Elster und der Parthe durchschnitten, an deren Zusammenfluß die Stadt Leipzig auf dem rechten Ufer der Pleiße liegt. Die Pleiße und die Elster fließen gemeinschaftlich in einem sumpfigen, ungangbaren, mit Wald, Buschwerk und Gesträuchen durchschnittenen Wiesengrunde von etwa einer halben Meile Breite, durch welchen nur eine Straße, die von Leipzig nach Frankfurt, führt. Die Pleiße hat eine Breite von etwa 50 Schritten; die Elster ist ziemlich ebenso breit. Die Parthe, ihren Lauf in südwestlicher Richtung gegen die von Süden kommende Pleiße nehmend, ist an sich weit weniger bedeutend als die beiden anderen Flüsse, hat jedoch teilweise sumpfige, mit Schilf und Gesträuchen besetzte, ziemlich steile Ufer und ist daher nicht ohne militärische Bedeutung. Sie teilt das Terrain auf dem rechten Ufer der Pleiße, die unterhalb Leipzig eine nordwestliche Richtung nimmt, in zwei ziemlich gleiche Abschnitte, den nördlichen zwischen der Pleiße und dem rechten Ufer der Parthe, und den östlichen zwischen der Pleiße und dem linken Ufer der Parthe. In diesem letzteren Abschnitte hatte Napoleon seine Aufstellung und ist derselbe als das eigentliche Schlachtfeld anzusehen, in welchem die Stadt Leipzig als das Reduit zu betrachten ist.

Das Terrain um Leipzig ist als eine Ebene anzusehen, die gegen Leipzig und die genannten Gewässer eine sanfte Abdachung hat. Die wenigen Hügel in dieser Gegend verdienen kaum den Namen als solche und werden nur in dem Munde der Bewohner der anliegenden Ortschaften zu Bergen. Außer einigen Anhöhen bei Taucha abwärts an der Parthe kommen nur die Hochebene bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, der Kolmberg bei Libertwolkwitz, die Anhöhe (der Monarchenhügel) bei Meusdorf, der Steinberg bei Holzhausen und der Thonberg zwischen Leipzig und Probstheida in Betracht. Auf der Anhöhe bei Meusdorf haben die drei Monarchen den größten Teil der Schlacht zugebracht und von dort aus den Gang derselben beobachtet und geleitet. Zum Andenken hat diese Anhöhe die Benennung „Monarchenhügel" bekommen.

Auf derselben befindet sich auch das Mausoleum des Fürsten Schwarzenberg, der später zu Leipzig starb. Die Familie desselben hat jedoch die Leiche in das Familienbegräbnis nach Böhmen bringen lassen. Vom Thonberg hat Napoleon die Schlacht seinerseits geleitet.

Leipzig ist der Vereinigungspunkt einer Menge Straßen. Nördlich führen von hier aus Straßen nach Torgau, nach Wittenberg, nach Dessau, nach Magdeburg und nach Halle; östlich und südlich zwischen der Parthe und Pleiße gehen die Straßen nach Dresden, nach Grimma, nach Chemnitz, nach Zwickau und Böhmen; westlich der Pleiße und Elster die Straßen nach Altenburg, nach Zeitz, nach Naumburg und nach Merseburg.

Von Leipzig aus trifft man in einem Umkreise von ungefähr drei Stunden die durch die Schlacht besonders namhaft gewordenen Ortschaften: im nördlichen Terrainabschnitt Lindenthal, Wiederitzsch; näher an Leipzig Möckern, Eutritzsch, Mockau, zuletzt Gohlis; im östlichen Abschnitte in erster Linie Taucha, Holzhausen, Liebertwolkwitz, Wachau, Markkleeberg; dahinter Paunsdorf, Zweinaundorf, Meusdorf, Dösen, Dölitz, noch weiter zurück Sellerhausen, Stötteritz, Probstheida, Konnewitz, zuletzt Straßenhäuser und Reudnitz; auf dem linken Ufer der Pleiße und Elster der Kuhturm und Lindenau."

Die würdige Einleitung der Riesenschlacht, die jetzt in diesen weiten Ebenen um Leipzig entbrannte, war das große Reitergefecht von Liebertwolkwitz (14. Oktober), in welchem die Kavallerie der Vortruppen des böhmischen Heeres unter dem russischen General Graf Pahlen mit Murat zusammenstieß und den berühmtesten Reiterführer der Franzosen empfindlich zurückschlug. Murat selbst war in höchster Gefahr, von dem kecken Dragonerleutnant Guido von der Lippe gefangen genommen zu werden.

Die Aufstellung der gegenseitigen Armeen war nach Reiches Aufzeichnungen am Morgen des 16. Oktober folgende:

Bei den Alliierten:

Das dritte österreichische Armeekorps (Gyulay) und die erste leichte Division, sowie das Streifkorps von (dem ehe-

maligen sächsischen, im Mai 1813 zu den Alliierten übergetretenen) Generalleutnant Thielemann standen auf dem linken Ufer der Elster bei Kleinzschocher. Eine österreichische Division Murray war auf dem Marsche nach Weißenfels.

Das zweite österreichische Armeekorps (Meerveldt) und das Reservekorps (Erbprinz von Hessen-Homburg) stand zwischen der Elster und Pleiße, bei Prödel und Zöbigker.

Das russische Armeekorps (Wittgenstein) und das zweite preußische (Kleist), mit Ausnahme dee Brigade Zieten, standen bei Gröbern, Gossau und Sturmthal.

Das vierte österreichische Armeekorps (Klenau) und die Brigade Zieten vom zweiten preußischen Armeekorps standen bei Großpößna; auf dem äußersten rechten Flügel bei Seifferts-hain 2000 Kosaken unter Hetman Platow, die preußischen und russischen Garden und drei russische Kürassierdivisionen unter Großfürst Konstantin bei Magdeborn.

Die Nordarmee und die polnische Armee, sowie das erste österreichische Armeekorps (Colloredo) waren noch nicht bei Leipzig eingetroffen. Davon befand sich das erste österreichische Armeekorps noch im Marsche jenseits Borna und die polnische Armee (Bennigsen) bei Colditz. Die schlesische Armee stand bei Schkeuditz, die Avantgarde derselben gegen Lindenthal. Die Division St.-Priest vom Langeronschen Armeekorps stand bei Gundorf, auf dem linken Ufer der Luppe. Die drei Monarchen waren in Rötha, von wo der König von Preußen und der Kaiser von Rußland noch am selben Tag nach dem Schlachtfeld abgingen.

Die feindliche Armee:

Das siebente Armeekorps (Reynier) war am 16. Oktober noch auf dem Marsche von Düben nach Eilenburg. Vom dritten Armeekorps (Ney) nahm nur die Division Delmas am 16. Oktober teil an der Schlacht, daher die französische Armee am 16. Oktober etwa 150 000 Mann stark gewesen sein mag, die am Morgen des 16. Oktober folgendermaßen aufgestellt waren:

Das vierte Armeekorps (Bertrand) in Lindenau, Plagwitz und Leutzsch.

Das achte Armeekorps (Poniatowsky) bei Konnewitz, Lößnig und Dölitz.

Das neunte Armeekorps (Augereau) bei Markkleeberg.

Das zweite Armeekorps (Victor) uud der größte Teil der Kavallerie bei Wachau.

Das fünfte Armeekorps (Lauriston) bei Libertwolkwitz.

Die vier letztgenannten Armeekorps kommandierte der König von Neapel, dessen Hauptquartier in Wachau war.

Das elfte Armeekorps (Macdonald) bei Holzhausen.

Das sechste Armeekorps (Marmont), das dritte Reiterkorps (Arrighi) und die polnische Division Dombrowsky bei Lindenthal und Möckern. Die Garden und Kavalleriereserven standen bei Probstheida und Stötteritz. Napoleons Hauptquartier war in Reudnitz.

Napoleon mochte selbst auf den glücklichen Ausgang der Entscheidungsschlacht nicht mehr mit allzu großer Zuversicht blicken. Die Uebermacht der Verbündeten, wenn erst ihre volle Vereinigung vollzogen, war groß, seine eigenen Truppen waren kriegsmüde und durch Entbehrungen entkräftet, seine Generale entmutigt, er selbst befangen und unsicher. Kriegskundige haben seinen Anordnungen eine Reihe schwerer Fehler nachgewiesen: die Heere der Verbündeten, die er noch getrennt fassen zu können hoffte, waren sich näher als er annahm und die volle Vereinigung zu einer gewaltigen Uebermacht wurde dann noch dadurch gefördert, daß Napoleon den zweiten Schlachttag zu nutzlosen Friedensverhandlungen mit Oesterreich verwandte und das Gefecht fast ganz abbrach, statt noch einmal auf die Entscheidung zu drängen, oder aber den Rückzug anzutreten. Sehr bedenklich war ferner der Umstand, daß die Franzosen für den Fall einer Niederlage sich nur eine einzige Rückzugsstraße, über Lindenau, offen hielten, und bei größerer Energie und Umsicht Schwarzenbergs wäre auch diese vielleicht abzuschneiden, das ganze Heer mit einem unzerreißbaren Ring von allen Seiten einzuschließen gewesen. Es war die Art Napoleons, alles auf einen Wurf zu setzen, und diesmal sollte er sein Spiel verlieren. Wohl entfaltete noch einmal der gekrönte Sieger, dem der Schlachtengott so oft beigestanden, sein hohes Feldherrntalent, noch einmal strengten seine alten,

ruhmreichen Marschälle, Ney, Murat, Victor, Oudinot, Mortier, Augereau, Macdonald, Marmont, der Pole Poniatowski, ihre ganze Kraft und Kriegserfahrung an; noch einmal fochten um die stolzen Kaiserlichen Adler die alten Truppen und die jungen Neulinge mit todesmutiger Tapferkeit — es war umsonst, der Stern Napoleons erblich auf den Ebenen Leipzigs und der Untergang der kaiserlichen Herrlichkeit war nicht mehr aufzuhalten.

Die Schlacht bei Leipzig am 16. Oktober zerfällt in drei Einzelkämpfe: in die Napoleons bei Wachau gegen das böhmische Heer, die Marmonts bei Möckern gegen Blücher und das Gefecht zwischen Gyulay und Bertrand bei Lindenau. Verleitet von dem Sachsen von Langenau, der erst im Frühjahr in österreichische Dienste übergetreten war und vor Begier brannte, sich in der Gnade seines Kaisers festzusetzen und darum den Hauptschlag durch die Oesterreicher allein auszuführen, wollte Schwarzenberg, die ganz unwegsame Niederung der Pleiße umgehend, gegen Leipzig vorrücken. Zwar versagte Kaiser Alexander die Mitwirkung der Russen bei dem verkehrten Plane; da aber Schwarzenberg dennoch 35 000 Mann dazu bestimmte, so blieben nur 84 000 Mann (Kleist, Wittgenstein und Klenau unter Barclays Oberbefehl) auf dem rechten Ufer verfügbar. Ein fünfstündiger Geschützkampf leitete die Schlacht bei Wachau ein. Um die Dörfer Markkleeberg, Wachau, Güldengossa, Liebertwolkwitz entbrannte in früher Morgenstunde ein furchtbar erbitterter Kampf; mehrmals wurden sie gestürmt und wieder verloren. Am heißesten war der Kampf um das Dorf Wachau, das Herzog Eugen von Württemberg mit seinen Russen gegen die von Napoleon persönlich befehligte Uebermacht nicht zu behaupten vermochte; er mußte nach Güldengossa zurück, und zu seiner Rechten ging auch Fürst Gortschakoff nach dem Universitätsholze zurück. Noch weiter rechts hatte zwar Klenau Liebertwolkwitz den Franzosen entrissen und den Kolmberg besetzt, mußte aber auch in seine frühere Stellung bei Großpößna und Fuchshain zurück. Um 11 Uhr waren die Angriffe der Verbündeten sämtlich gescheitert. Ein anderer Teil des böhmischen Heeres unter Schwarzenberg selbst hatte inzwischen auf Kaiser Alexanders Andringen versucht, den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen und den rechten

französischen Flügel im Rücken zu fassen, allein in der sumpfigen Gegend und gegenüber den überlegenen Stellungen des Feindes mißlang dieser Plan. Erst weiter unterhalb, bei Dölitz, gelangte am Abend eine kleine österreichische Abteilung unter General Meerveldt über den Fluß, aber nur um abgeschnitten und gefangen genommen zu werden. Mit Mühe wurden die Reserven dieser Oesterreicher aus den Auen über die Pleiße rechtsab auf die offene Ebene hinaufgezogen. Es war die höchste Zeit, denn hier im Zentrum konnten Kleists Preußen und die Russen des Prinzen Eugen sich auf die Dauer nicht behaupten. Die Hälfte dieser Helden von Kulm lag auf dem Schlachtfelde. Schon glaubt Napoleon die Schlacht gewonnen, befiehlt in der Stadt Viktoria zu läuten, sendet Siegesboten an seinen Vasallen König Friedrich August, der in Leipzig angstvoll der Entscheidung harrt. „Noch dreht sich die Welt um uns!" — ruft er seinem Vertrauten Daru zu. Um die weichenden Reihen der Verbündeten völlig auseinander zu sprengen, läßt er am Nachmittag einen gewaltigen Reiterangriff unter Murat unternehmen. „Noch einmal dröhnt die Erde von dem Feuer der 600 Geschütze, dann rasen 9000 Reiter in geschlossener Masse über das Blachfeld dahin, ein undurchdringliches Dickicht von Rossen, Helmen, Lanzen und Schwertern." Selbst die Monarchen von Rußland und Preußen nebst den obersten Heerführern, die auf einer Anhöhe bei Güldengossa standen, gerieten in Gefahr, gefangen genommen zu werden; nur ein Graben und ein Angriff der Leibkosaken schützten sie noch vor den feindlichen Reitergeschwadern. Endlich aber, als weder Reserven noch das Fußvolk nachrückten, erlahmte die Gewalt des französischen Reiterstoßes und die Reitermasse wurde von der herbeieilenden russischen Kavallerie und Reserveartillerie überwältigt. Ein zweiter, von Maison mit Fußvolk unternommener Ansturm hatte denselben Erfolg. Es gelang den Verbündeten, die verlorenen Positionen größtenteils wieder zu erobern, und am Abend behaupteten sie fast wieder dieselbe Stellung wie am Morgen. Schwarzenbergs Angriff war gescheitert, doch der Sieger hatte nicht einmal den Besitz des Schlachtfeldes gewonnen.

Gyulays matten Angriff auf Lindenau hatte inzwischen Bertrand ebenfalls abgewiesen.

Napoleons Sieg bei Wachau würde voraussichtlich entscheidend geworden sein, hätte sein linker Flügel unter Ney und Marmont seinem Ruf auf das Schlachtfeld von Wachau folgen können. Im Begriff, dahin aufzubrechen, sah sich Marmont plötzlich durch Blücher mit der schlesischen Armee festgehalten. Dieser kam geradewegs von Halle, wo ihn der Kanonendonner von Wachau in der Morgenfrühe zum Aufbruch nach Leipzig veranlaßt hatte. Unangreifbar wie bei Wartenburg schien wieder die Stellung des Feindes. Marmont lehnte sich mit seiner linken Flanke bei Möckern an den Steilrand der Elster, hatte die Mauern des Dorfes zur Verteidigung desselben eingerichtet und weiter rechts auf den flachen Höhen eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Gegen diese Befestigung stürmten die Preußen heran und es entstand um dies Dorf ein zähes, erbittertes Ringen. Um Häuser und Hecken wurde Mann gegen Mann gefochten, jeder Fußbreit Landes verteidigt, bis die unvergleichliche Tapferkeit der Preußen durch Erstürmung des Dorfes und durch einen glänzenden Reiterangriff, bei dem sich namentlich der Major von Sohr ganz besonders durch Heldenmut hervortat, die Niederlage Marmonts entschied. Er mußte gegen die Stadt zurückweichen und 53 Kanonen in den Händen der Preußen lassen. An den Wachtfeuern der Sieger ertönte das Lied: „Nun danket alle Gott", wie in der Winternacht von Leuthen. Die Ehre des Tages gebührte dem eisernen Yorck. Aber furchtbar waren die Verluste der Sieger: 28 Kommandeure und Stabsoffiziere, 144 Offiziere und 5500 Mann lagen tot oder verwundet; von seinen 12 000 Mann Infanterie hatte Yorck kaum 9000 mehr, seine Landwehr war im August mit 13 000 Mann ins Feld gezogen und zählte jetzt noch 2000. Die Franzosen verloren 6000 Mann und 2000 Gefangene.

Napoleon mußte sich nunmehr überzeugen, daß die Uebermacht der Verbündeten mit jedem Tage größer ward, und konnte auf einen glücklichen Ausgang der Riesenschlacht kaum mehr hoffen. Er hätte daher nichts besseres tun können, als ungesäumt den Rückzug anzutreten. Allein diesen Entschluß

gestattete sein Stolz nicht; er hoffte vielmehr auf die Möglichkeit, Oesterreich durch Anerbietungen der Koalition abtrünnig zu machen, und schickte zu diesem Zwecke den gefangenen österreichischen General Meerveldt an seinen Schwiegervater. „Es ist eine der psychologischen Anomalien in seinem Wesen, daß er, der Sohn der Revolution, der mehr als diese selbst dazu getan, den Nimbus der alten Dynastien zu zerstören, der so unnennbare Kränkungen auf sie gehäuft, doch eine fast abergläubische Zuversicht auf die Festigkeit dynastischer Freundschaft setzte. Jetzt und bis in die letzten Tage seines Glückes hat er sich auf Kaiser Franz, als den Schwiegervater, Rechnung gemacht." Aber der Tag verging ohne Antwort, und nun erst traf er einige, aber auch ungenügende Anordnungen, die den Rückzug einleiten sollten.

Im übrigen verlief der zweite Schlachttag — es war ein Sonntag — wider Vermuten in ziemlicher Ruhe. Nur Blücher ließ von Langeron und Sacken den Feind durch Wegnahme der Dörfer Eutritzsch und Gohlis bis dicht an die Stadt zuückdrängen.

Am 18. Oktober früh hatte Napoleon seine Armee — 150 000 Mann gegenüber den auf 276 000 Mann verstärkten Truppen der Alliierten — näher an Leipzig herangenommen. Der Hauptteil unter Murat stand dem böhmischen Heer gegenüber auf einer von der Pleiße über Probstheida bis Holzhausen reichenden Linie; links verteidigte Ney den Lauf der Parthe, den großen Zwischenraum zwischen beiden besetzte nur das schwache Korps Reynier, da Napoleon zunächst vom Nordheer nichts fürchtete. Er selbst leitete die Schlacht von der Tabakmühle, einer Anhöhe bei Stötteritz, aus. Der eiserne Ring, den die Verbündeten von allen Seiten um die französischen Stellungen schlossen, war inzwischen immer stärker und fester geworden. In drei Heersäulen schritt Schwarzenberg zum Angriff: die erste unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg und nach dessen schwerer Verwundung unter Colloredo, gegen Konnewitz, die zweite, unter Barclay, gegen Probstheida, die dritte, unter Bennigsen, der nachmittags 2 Uhr herankam, gegen Stötteritz. Die erste entriß den Polen Poniatowskis die Dörfer Dölitz und Dösen, konnte aber Konnewitz nicht

nehmen. Auch die zweite Angriffssäule, bei der sich die drei Monarchen befanden (auf dem sogen. Monarchenhügel nördlich von Liebertwolkwitz), vermochte die französischen Reihen unter Victor und Lauriston nicht zurückzudrängen oder zu durchbrechen. Um das Dorf Probstheida, den Schlüssel des französischen Zentrums, entstand ein furchtbares Ringen. Unter dem Kreuzfeuer der auf den hohen Lehmmauern des Dorfes aufgestellten Batterien begann der Angriff, ein sechsmal wiederholtes Stürmen über das offene Feld, doch zuletzt behauptete sich Napoleons Garde in dem Dorfe und auch Stötteritz nebenan blieb nach wiederholtem Sturm und mörderischem Häuserkampf in den Händen der Franzosen. Man sah nachher in den Gärten und Häusern die Leichen von Russen und Franzosen, die einander gegenseitig das Bajonett durch den Leib gerannt, angespießt auf dem Boden liegen. Auf diesem ganzen südöstlichen Teile des Schlachtfeldes brach der Abend herein, ohne daß ein entscheidender Schlag stattgefunden hätte.

Auf dem äußersten rechten Flügel Bennigsens rückte die österreichische Division Bubna gegen Paunsdorf vor und stand da dem schwachen Korps Reyniers gegenüber. Hier ereignete es sich, daß eine sächsische Heeresabteilung, 3000 Mann unter General Ryssel mit 19 Kanonen, fast der gesamte Rest sächsischer Truppen, der noch unter französischen Fahnen stand, in offener Schlacht zu den Verbündeten überging. Wunderbar lange — sagt Treitschke — hatte die ungeheure Macht des deutschen Fahneneides die Truppen des Rheinbundes bei ihrer Soldatenpflicht festgehalten; außer einigen vereinzelten Bataillonen waren bisher nur zwei westfälische Reiterregimenter zu den Verbündeten übergegangen. Mit dem Glücke schwand auch das Selbstgefühl der napoleonischen Landsknechte; sie begannen sich des Krieges gegen Deutschland zu schämen, sie empfanden nach, was ihr Landsmann Rückert ihnen zurief:

> Ein Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
> Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
> Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten!

Die Sachsen fühlten sich zudem in ihrer militärischen Ehre gekränkt durch die Lügen der napoleonischen Bulletins;

sie sahen mit Unmut, wie ihre Heimat ausgeplündert, ihr König von Ort zu Ort hinter dem Protektor hergeschleppt wurde; und sollten sie mit nach Frankreich entweichen, wenn Napoleon die Schlacht verlor und Sachsen ganz in die Hände der Verbündeten fiel? Selbst die Franzosen empfanden Mitleid mit der unnatürlichen Lage dieser Bundesgenossen; Reynier hatte bereits den Abmarsch der Sachsen nach Torgau angeordnet, als das Anrücken der Nordarmee die Ausführung des wohlgemeinten Befehls verhinderte. Nur König Friedrich August zeigte kein Verständnis für die Not seiner Armee und die durch Napoleons Niederlage geschaffene Lage. Unwandelbar blieb sein Vertrauen auf den Glücksstern des großen Alliierten; noch während der Schlacht verwies er seine Generale trocken auf ihre Soldatenpflicht, als sie ihn baten, die Trennung des Kontingents von dem französischen Heere zu gestatten. Die deutsche Gutmütigkeit wollte dem angestammten Herrn so viel Verblendung nicht zutrauen. Die Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung, ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht, das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten, beschlossen sie das Aergste, was der Soldat verschulden kann, den Uebergang in offener Feldschlacht. Ihrem Beispiel folgten zwei württembergische Reiterregimenter (nur noch 500—600 Mann) unter General Normann, der sich vor kurzem beim Ueberfall auf die Lützower bei Kitzen traurigen Ruhm erworben hatte; mit verächtlichen Worten wies ihn daher Gneisenau zurück.

Gegen das Reyniersche Korps wälzte sich als vierte große Angriffssäule die gewaltige Masse des Nordheeres unter dem Kronprinzen von Schweden heran. Es hatte der Mühe genug gekostet, bis dieser zur tätigen Teilnahme beredet wurde. Am 17. Oktober morgens 8 Uhr war er in Breitenfeld eingetroffen. „Wir nahmen," schreibt Reiche in seinen Memoiren, „unsere Aufstellung zwischen den beiden Straßen, die von Landsberg und Delitzsch nach Leipzig führen, auf der Walstatt, wo beinahe 200 Jahre zuvor der große Schwedenkönig Gustav Adolf den bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Tilly auf das Haupt schlug. Bei Breitenfeld trafen wir wieder mit Blücher zusammen, was uns eine große Freude gewährte. Zwischen

ihm und dem Kronprinzen fand bald nach unserm Einrücken eine Konferenz statt, in welcher beide Feldherren übereinkamen, sich aneinander anzuschließen und in Gemeinschaft operieren zu wollen, doch wollte der Kronprinz, sein Auge von der Elbe nicht abwendend, beim Angriffe sich die Defensivstellung nördlich von Leipzig zwischen der Parthe und Pleiße vorbehalten, und als Blücher dies verweigerte, erklärte der Kronprinz, nur unter der Bedingung auf dem linken Partheufer zu operieren, wenn er durch ein Korps von 30 000 Mann der schlesischen Armee verstärkt werde, in welches Verlangen Blücher willigte und das Langeronsche Korps bei Großwiederiztsch dem Kronprinzen zur Verfügung stellte. Blücher verblieb bei diesem Korps, sich dem Kronprinzen gewissermassen unterordnend; er tat es aber, um ihn festzuhalten und vorwärts zu bringen und dann auch auf Langeron, der nicht immer sehr bereit war, in Blüchers Weise zu handeln, nötigenfalls einzuwirken.

Am 18. Oktober brachen wir aus unserer Stellung bei Breitenfeld gegen 8 Uhr morgens auf, unsern Marsch gegen die Parthe richtend, die wir, unser Korps bei Taucha, das russische Korps weiter unterhalb bei Graßdorf, die schwedische Armee bei Plaußig und das Langeronsche Korps bei Mockau, passierten.

Während dieses Ueberganges wäre bald eine Störung eingetreten, indem uns die unerwartete Nachricht zukam, daß sich bei Eilenburg in unserm Rücken ein feindliches Korps befinde und von da in Anmarsch sei. Es war möglich, daß St. Cyr, der mit dem ersten und vierzehnten Korps Dresden hielt, die gegen ihn aufgestellten Truppen überwältigt und zurückgeworfen, sich vielleicht mit der Besatzung von Torgau vereinigt habe und gegen uns operiere, oder daß gedachte Besatzung eine Diversion in unserm Rücken unternehme; allein beides war nicht der Fall, vielmehr waren es bayerische Truppen, die sich von der französischen Armee bereits getrennt hatten und von den dortigen Landleuten noch zu unseren Feinden gezählt wurden.

Unser Armeekorps, welches von der Nordarmee den äußersten linken Flügel hatte, rückte hierauf gegen Paunsdorf auf der Leipzig-Wurzener Straße vor, welchen Ort wir vom

Feinde besetzt fanden, obgleich er schon einmal von den Oesterreichern unter dem General Bubna erobert, nachher aber wieder verloren gegangen war. Paunsdorf geriet hierbei in Brand.

Inzwischen hatte Langeron seinen Uebergang bei Mockau erzwungen und den ihm entgegenstehenden Feind genötigt, sich gegen Schönefeld zurückzuziehen. Unsere rechte Flanke war hierdurch mehr gedeckt und wir schritten nun zum Angriff von Sellerhausen und Stünz, welch beide Orte sehr hartnäckig verteidigt wurden. Bei diesem Angriffe wirkte die englische Raketenbatterie des Hauptmanns Bogue mit, welcher brave Offizier bei dieser Gelegenheit blieb. Nach mehrmals wiederholten Angriffen gelang es endlich, den Feind aus diesen Orten zu vertreiben und uns darin festzusetzen.

Die Nacht nach diesem heißen Tage blieben wir in Paunsdorf. Alle Häuser lagen voll, meist Verwundete; kaum daß der General Bülow ein Zimmer für sich erhielt. Ein paar Stunden, die ich der Ruhe widmen konnte, brachte ich auf dem Stroh in einer Scheune zu, die an dem einen Ende brannte."

Dem Berichte Reiches sei noch ergänzend beigefügt, daß nach der Einnahme von Paunsdorf die Franzosen bis dicht an Leipzig heran zurückgeschlagen wurden. Das Ringen um Schönefeld gehörte zu den wildesten und blutigsten Episoden dieser Riesenschlacht. Dreimal erobert und dreimal verlassen, blieb das Dorf endlich doch in den Händen der Russen und die Franzosen wurden auch hier bis in die Vorstädte von Leipzig zurückgedrängt. Die Blüchersche Armee war durch die großartige Selbstverleugnung ihres Führers sehr stark geschwächt worden, gelangte aber doch, nachdem sie bei Gohlis ein Gefecht siegreich bestanden hatte, bis dicht an die Tore von Leipzig.

Durch die Niederlage im Norden war Napoleons Stellung im Zentrum unhaltbar. Die Tatsache, daß jetzt das ganze verbündete Heer mit gewaltiger Uebermacht auf dem Umkreis weniger Stunden beisammen war, benahm jede Hoffnung auf eine günstige Wendung. Als der Kaiser am Abend bei einem düstern Wachtfeuer saß, neben ihm niedergeschlagen und stumm einige Generäle, bei dem verhallenden Donner der Geschütze,

ringsum wohl an zwanzig brennende Dörfer und die grausigen Trümmer der Schlachtfelder, seine Truppen in wirrem Rückzug gegen die Stadt begriffen, da mochte seine stolze Seele wohl schaudern vor dem jähen Sturz seines Glückes.

Welch ein anderes Bild drüben bei den Verbündeten! „Die Hunderttausende, die auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an und bald klangen überall, in allen Zungen der Völker Europas, die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltiger Hand; recht aus dem Herzen der fromm bewegten Zeit sang der deutsche Dichter:

O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!"

Noch am Abend des 18. befahl Napoleon den Rückzug des gesamten Heeres. Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Tore zugleich in die Stadt hinein, um dann allesamt in entsetzlicher Verwirrung auf der Frankfurter Straße sich zu vereinigen, zusammen noch etwa 90 000 Mann, fast durchweg Franzosen. Die Deckung des Rückzuges, die Verteidigung der Stadt überließ Napoleon seinen Vasallen, den Rheinbündern, Polen und Italienern; mochten sie noch einmal für ihn bluten, dem Kaiserreich waren sie doch verloren!

In früher Morgenstunde des 19. Oktober setzten sich von drei Seiten die Heere der Verbündeten gegen Leipzig in Bewegung. „Die Stadt Leipzig" — schreibt Reiche — „in der Gestalt eines verschobenen Viereckes, dessen Seiten den vier Weltgegenden zugekehrt sind, hat einen Umfang von ungefähr 5500 Schritten und war zur Zeit, als die Schlacht vorfiel, noch mit Ueberresten alter Festungswerke, Wall, Mauern und Gräben versehen. Auf der südöstlichen Spitze des Umfanges befindet sich die ehemalige Zitadelle Pleißenburg, auf welcher die Sternwarte liegt, die nach allen Seiten eine weite Aussicht gewährt. Gleichlaufend mit der Westseite fließt die Pleiße, die etwa 600 Schritte unterhalb die Parthe aufnimmt, welche vor der Nordseite der Stadt vorbeifließt.

Die Stadt hat vier Haupttore: auf der Ostseite das Grimmaische, auf der Südseite das Peters-, auf der Westseite das Frankfurter und auf der Nordseite das Hallesche Tor; außerdem drei Nebentore: das Moritztor (auf der Südseite), das Schloßtor und das Thomastor, beide auf der Westseite; außerdem mehrere Pforten und Pförtchen. Vor den meisten Toren befinden sich geräumige, freie Plätze: vor dem Grimmaischen das Rondell, vor dem Moritztor der Roßplatz, auf demselben der Gasthof zum Könige von Preußen, in welchem Napoleon die letzte Nacht in Leipzig zugebracht hat; vor dem Peterstor der Königsplatz und nahe beim Frankfurter Tore der Fleischerplatz.

Die Vorstädte, die Leipzig in einer Entfernung von einigen 100 Schritten auf allen Seiten umschließen, sind sehr ansehnlich und haben in der Schlacht eine wesentliche Rolle gespielt, indem ihr Umfang durch Mauern, Lehmwände, Hecken, Gräben und dergl. nach dem Felde zu eingefaßt war. Die Ausgänge der Vorstädte sind durch Barrièren und Tore (äußere Tore) geschlossen: vor der Südseite das Münztor (ein Nebentor), zunächst der Pleiße das Zeitzertor, das Windmühlentor und das Sandtor (ein Nebentor); vor der Ostseite das Hospitaltor, das Dresdener, auch Grimmaische Tor und das Garten- oder Hintertor; vor der Nordseite das Gerbertor und vor der Westseite das Rosentaltor (ein Nebentor) und das Frankfurter-, auch Ranstädtertor.

Als beachtenswert können auch die im äußeren Umfange gelegenen, mit Mauern umfaßten und vorspringenden Kirchhöfe, namentlich zwischen dem Hospital- und Grimmaischen Tor, das Schützenhaus vor dem Gartentor, das Vorwerk Pfaffendorf an der Einmündung der Parthe in die Pleiße, die von der Elster und Pleiße umschlossene Waldung Rosental und der Kuhturm an der äußeren Brücke auf dem Ranstädter Damm, sowie auch der ehemalige Richtersche, später Reichenbachsche Garten genannt werden.

Der örtlichen Beschaffenheit nach war Leipzig nur auf der Ost- und Südseite, weniger auf der Nordseite, auf der Westseite dagegen so gut wie gar nicht angreifbar. Demgemäß waren auch die Anordnungen getroffen.

Was nun den Sturm selbst betrifft, so war dem Kronprinzen die obere Leitung dabei übertragen. Der Angriff geschah in vier Hauptkolonnen. Die erste Kolonne bildete die böhmische Armee. Sie näherte sich von der Südseite gegen das Windmühlen- oder äußere Peterstor und bestand aus dem österreichischen Korps von Colloredo, dem russischen von Wittgenstein und dem preußischen von Kleist. Die zweite Kolonne bildete die polnische Armee; sie rückte über Stötteritz gegen das Hospitaltor vor. Die dritte Kolonne bildete die Nordarmee, an ihrer Spitze die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg, unterstützt durch die Brigade von Borstell und gefolgt von einigen schwedischen Bataillonen. Die vierte Kolonne bildete die schlesische Armee, Langeron und Sacken. Sie rückte gegen die Hallesche Vorstadt in zwei Abteilungen vor, die eine (Sacken) gegen das äußere Hallesche Tor, die andere (Langeron) gegen den Anschluß der Grimmaischen Vorstadt an die Parthe, die Angriffe zu beiden Seiten unterstützend. Von allen Seiten waren Geschütze gegen die Stadt aufgefahren und von 9 Uhr morgens an wurden Granaten und Kanonenkugeln gegen dieselbe geschleudert. Die Tore waren verschanzt, die Mauern der äußeren Gärten vor dem Peters- und dem Grimmaischen Tore und des (Johannis-) Kirchhofes zwischen diesem und dem Hospitaltore, sowie die Mauern der innern Stadt waren mit Schießlöchern versehen. Der vorspringende, mit Mauern umgebene Kirchhof flankierte die beiden anstoßenden Tore. Sein Besitz erschien um so wesentlicher, als man von da aus in die Vorstadt einzudringen hoffen durfte. Man beschloß daher, die vordere Mauer einzuschießen. Unsere Geschütze wurden hierzu zu leicht gehalten, daher Bennigsen seine (russischen) Geschütze vorbringen ließ. Es gelang jedoch nicht, die Mauer niederzulegen, indem sie zu schwach war und die Kugeln durchgingen.

Unter diesen sehr erschwerenden Umständen mußte also der Sturm unmittelbar auf die Tore selbst unternommen werden. Während der Prinz von Hessen-Homburg das Grimmaische Tor angriff, zog sich die Brigade Borstell rechts heraus, von einer anderen Stelle einzudringen oder das nächstgelegene Tor in den Rücken zu nehmen. Die Brigade Kraft bildete die Reserve.

Am Grimmaischen Tor büßten wir viele Menschen ein, der Prinz von Hessen-Homburg selbst wurde durch eine Gewehrkugel in der Schulter verwundet und mußte zurückgebracht werden. Der Kronprinz von Schweden, unter dessen Augen dieser Angriff geschah, ließ einige Bataillone Schweden vorrücken. Das dritte Bataillon des dritten ostpreußischen Landwehr-Regiments unter Friccius zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus und ihm gebührt das Verdienst, das Tor erbrochen zu haben und zuerst in Leipzig eingedrungen zu sein.

Die erste gegen das Peterstor vordringende Kolonne kam nicht zum Sturm, da die Stadt bereits überwältigt war, als sie im Begriff stand, denselben zu unternehmen. Der Feind, der das Hospitaltor verteidigte, mußte die Verteidigung aufgeben, als das Grimmaische Tor genommen war, und die zweite Kolonne konnte jetzt auch eindringen. Nun mußte der Feind auch das Hallesche Tor verlassen und der vierten Kolonne das Eindringen gestatten.

Der Feind war jetzt auf allen Seiten bis in die innere Stadt zurückgeworfen. Lebhaft wurde er verfolgt, in den Straßen, überall, wo er sich noch zur Wehr setzen wollte, entstand ein furchtbares Gemetzel; was nicht die Gewehre wegwarf, wurde schonungslos niedergemacht. Ueber 1000 Tote ließ der Feind hierbei auf dem Platze. Umsonst suchte er sich an den inneren Toren noch zu halten, doch von den Zurückweichenden mit fortgezogen, hörte auch der Widerstand hier bald auf: es war 12 Uhr mittags.

Jetzt trat für die feindliche Armee eine furchtbare Katastrophe ein. Alles drängte nach dem Ranstädter (Frankfurter) Tore, dem einzigen Ausweg, um sich zu retten, doch die Brücke über die Pleiße war gesprengt. Die Nachfolgenden schoben die Vordersten, die nicht weichen konnten, in den Fluß gedrängt wurden und ertranken. Denen, die durch den Reichenbachschen Garten zu entkommen suchten, wo Napoleon eine Notbrücke über die dort vorbeifließende Elster — wie man sagte, zu seinem eigenen Gebrauche — hatte schlagen lassen, erging es nicht besser, indem die Brücke zu schwach war und einbrach. Unter den hier Verunglückten befand sich auch der erst seit zwei Tagen zum französischen Marschall ernannte Fürst

Poniatowski. Ein einfaches steinernes Denkmal, welches ihm der gefangene polnische General Roczniecki hat setzen lassen, bezeichnet die Stelle, wo dieser tapfere, heldenmütige Fürst, der Stolz seiner Nation, den Tod in den Wellen fand.

Alles, was nun noch in der Stadt war und nicht fortkommen konnte, Menschen, Pferde, Geschütze, Fuhrwerke usw. fiel den Siegern in die Hände: 20 000 Gefangene, 300 Geschütze und gegen 1000 Munitions- und andere Wagen; 50 000 Mann waren tot und verwundet, so daß von den 176 000 Mann, die am 16. Oktober früh beim Beginne der Kämpfe um und in Leipzig vorhanden waren, nur ungefähr 90 000 Mann den Rückzug nach dem Rheine antraten.

Unter den Gebliebenen waren ein Marschall (Poniatowski), vier Divisionsgenerale (Dumoustier, Yoal, Rochambeau und Delmas), sowie mehrere Brigadegenerale. Die Marschälle Ney und Marmont, sechs Divisions- und eine große Anzahl Brigadegenerale waren verwundet, der König von Sachsen, zwei Korpskommandeure (Lauriston und Reynier) sowie 13 andere Generale gerieten in Gefangenschaft.

Es war ein wahrhaft rührender Anblick, als Reynier als Gefangener vor den Kronprinzen gebracht wurde, dieser seinen alten Freund und Waffengefährten erkannte und beide sich in die Arme fielen. Der Kronprinz ließ ihm seinen Degen wiedergeben und setzte ihn auf der Stelle in Freiheit.

Napoleon hatte, wie bereits erwähnt, die Nacht vom 18. auf den 19. Oktober in dem Gasthofe zum Könige von Preußen zugebracht. Am Morgen des 19. Oktober besuchte er noch den König von Sachsen, ihm den Rat erteilend, sich mit den Alliierten möglichst zu arrangieren, und ritt nach einem halbstündigen Aufenthalte mit dem Könige von Neapel vom Marktplatze, wo der König von Sachsen das Haus Nr. 1 bewohnte, den Weg nach dem inneren Ranstädter Tore, welches aber so verfahren und von Truppen versperrt war, daß er nicht durchkommen konnte und umzukehren gezwungen war, worauf er sich durch das Peterstor, längs der Promenade an der Pleiße, über den Fleischerplatz nach dem äußeren Ranstädter Tor wandte. Bald nachdem er die Pleiße passiert hatte, ward die Brücke gesprengt.

Mittags 1 Uhr, eine Stunde nach Erstürmung der Stadt, hielten die Monarchen, der preußische König und die beiden Kaiser von Rußland und von Oesterreich nebst dem Kronprinzen von Schweden und einem äußerst zahlreichen Gefolge von Generalen, hohen Offizieren, Ordonnanzen und dem ganzen Schwarme von Reitknechten mit den Handpferden ihren Einzug durch das Grimmaische Tor nach dem Marktplatz, die Hainstraße hinunter nach dem Ranstädter Tore. Jubelruf von allen Seiten, aus allen Fenstern tönte uns entgegen, das Wehen mit den Taschentüchern nahm kein Ende. Als Befreier wurden wir begrüßt und empfangen. Tränen der Rührung traten mir, wie gewiß einem jeden, in die Augen, und das stolze Gefühl des Sieges hob die Brust empor. Deutschland war frei, die Fremdherrschaft hatte ihr Ende erreicht.

Als der Zug den Fleischerplatz erreichte, fielen vom jenseitigen Ufer der Pleiße Kleingewehrschüsse und Granatenwürfe. Es hatten sich längs dieses Ufers noch einzelne feindliche Tirailleure aufgehalten. Natürlich kam der Zug ins Stocken, alles suchte die Monarchen zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen; Geschütz und Truppen sollten vorgeholt werden, um den Feind gegenüber zu vertreiben; das eine wie das andere war aber keine Kleinigkeit, indem die Straße durch die zahlreiche Suite zu Pferde dicht angefüllt war nnd sich rückwärts zusammendrängte, um die Monarchen außer Schußlinie zu bringen. Dies gelang mit vieler Mühe und bald hörte das Schießen von selbst auf. Im vollen Trabe kamen nun die gerufenen Geschütze durch die Straßen dumpf dröhnend angeeilt und wurden auf dem Fleischerplatze aufgestellt.

Bei dem Vorbringen dieser Geschütze stellten sich dem Auge schauderhafte, das menschliche Gefübl wahrhaft empörende Szenen dar. In den Straßen lagen noch viele Blessierte, die nicht fortgeschafft waren, von welchen schon beim Einzuge von den Pferden mehrere zertreten, völlig zerstampft waren, und was nun noch lag und Leben hatte, wurde von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert. Wie der Soldat zum Tiger, zum wahrhaft wilden Tiere werden kann, habe ich hierbei gesehen und erfahren.

Napoleon wollte sich nach der erlittenen Niederlage, die er nicht ableugnen konnte, dennoch nicht als besiegt erkennen; vielmehr log er der Welt vor, daß er solche, wie er in seinem damaligen Bulletin sagte, nur dem Uebergange der Sachsen und der zu zeitig erfolgten Sprengung der Brücke am Ranstädter Steinwege zuzuschreiben habe.

Blücher, der durch sein kräftiges Mitwirken bei der Schlacht unleugbar zum Gewinn derselben am meisten beigetragen hat, wurde vom Könige zum General-Feldmarschall erhoben . . ."

Die Opfer, welche die dreitägige Schlacht gekostet, entsprachen der Größe des Sieges. Die Preußen zählten an Toten und Verwundeten über 16 000 Mann, unter diesen 620 Offiziere; die Russen über 21 000 Gemeine und 864 Offiziere; die Oesterreicher mehr als 14 000 Mann und 420 Offiziere; die Schweden etwa 100 Mann (!).

Zur Ergänzung des vorstehenden Berichtes eines Augenzeugen und Mitkämpfers mag hier noch die lebensvolle Schilderung folgen, die Treitschke von der Erstürmung Leipzigs gibt:

„Während Blücher im Norden seine Russen gegen das Gerbertor führt und dort zuerst von den Kosaken mit dem Ehrennamen Marschall Vorwärts begrüßt wird, bricht Bülows Korps aus den Kohlgärten gegen die Ostseite der Stadt auf. Borstells Brigade dringt in den Park der Milchinsel, Friccius mit der ostpreußischen Landwehr erstürmt das Grimmaische Tor. Noch stehen die Regimenter des Rheinbundes dicht gedrängt auf dem alten Markte, da tönen schon die Flügelhörner der pommerschen Füsiliere die Grimmaische Straße herunter, dazwischen hinein der donnernde Ruf: Hoch Friedrich Wilhelm! Bald blitzen die Bajonette, lärmen die Trommeln und gellen die Querpfeifen auch in den andern engen Gassen, die nahe bei dem alten Rathause münden. Alles strömt zum Marktplatze; die Sieger von der Katzbach, von Kulm und Dennewitz feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Neue stürmische Jubelrufe, als der Zar und der König selber einreiten; selbst die Rheinbündler stimmen mit ein; alle fühlen, wie aus Schmach und Greueln der junge

Tag des neuen Deutschlands leuchtend emporsteigt. Während den König von Preußen sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahebei — ein klägliches Bild der alten Zeit, die nun zu Grabe geht — Friedrich August von Sachsen entblößten Hauptes, mitten im Gewühle an der Tür des Königshauses. Der hat während der Stunden des Sturmes ängstlich im Keller gesessen, betrogen von den prahlerischen Verheißungen des Protektors noch bis zum letzten Augenblicke auf die siegreiche Rückkehr des Unüberwindlichen gehofft. Nun würdigen ihn die Sieger keines Blickes, sein eigenes Volk beachtet ihn nicht, vor seinen Augen wird seine rote Garde von Friedrich Wilhelms Adjutanten Natzmer zur Verfolgung der Franzosen hinweggeführt. Mit naiver Freude, wie ein Held des Altertums, schreibt Gneisenau die Siegesbotschaft den entfernten Freunden in allen Ecken des Vaterlandes: ‚Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen. Wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit.‘

Ein ganzes Heer, an hunderttausend Mann, lag tot oder verwundet. Was vermochte die Kunst der Aerzte, was die menschenfreundliche Aufopferung des edlen Ostfriesen Reil (seit 1810 Professor der Medizin in Berlin, 1813 Direktor der preußischen Lazarette auf dem linken Elbufer) gegen solches Uebermaß des Jammers? Das Medizinalwesen der Heere war überall noch nicht weit über die Weisheit der friederizianischen Feldscherer hinausgekommen, und über der wackeren, gutherzigen Leipziger Bürgerschaft lag noch der Schlummergeist des alten kursächsischen Lebens, sie verstand nicht, rechtzeitig Hand anzulegen. Tagelang blieben die Leichen der preußischen Krieger im Hofe der Bürgerschule am Wall unbeerdigt, von Raben und Hunden benagt; in den Konzertsälen des Gewandhauses lagen Tote, Wunde, Kranke auf faulem Stroh beisammen, ein verpestender Brodem erfüllte den scheußlichen Pferch, ein Strom von zähem Kot sickerte langsam die Treppe hinab. Wenn die Leichenwagen durch die Straßen fuhren, dann geschah es wohl, daß ein Toter der Kürze halber aus dem dritten Stockwerk hinabgeworfen wurde, oder die begleitenden Soldaten bemerkten unter den starren Körpern

auf dem Wagen einen, der sich noch regte, und machten mit einem Kolbenschlage mitleidig dem Greuel ein Ende. Draußen auf dem Schlachtfelde hielten die Aasgeier ihren Schmaus; es währte lange, bis die entflohenen Bauern in die verwüsteten Dörfer heimkehrten und die Leichen in großen Massengräbern verscharrten.

Unter solchem Elend nahm dies Zeitalter der Kriege vom deutschen Boden Abschied, die fürchterliche Zeit, von der Arndt sagte: ‚Dahin wollte es fast mit uns kommen, daß es endlich nur zwei Menschenarten gab: Menschenfresser und Gefressene!‘ Dem Geschlechte, das solches gesehen, blieb für immer ein unauslöschlicher Abscheu vor dem Kriege, ein tiefes, für minder heimgesuchte Zeiten fast unverständliches Friedensbedürfnis."

Die Schlacht bei Hanau

30. und 31. Oktober 1813

Durch die Schlacht bei Leipzig war der Feind wohl überwunden, aber noch keineswegs vernichtet. In der Macht der Sieger lag es jetzt, auch dies zu erreichen und allem künftigen Kriege vorerst ein Ziel zu setzen; nur mußten sie dann die Verfolgung so energisch durchführen, wie den vergangenen Kampf. Der Krieg fand dann sein Ende wie zwei Jahre später mit dem Sieg und der Verfolgung von Waterloo.

Aber es waren nur unzulängliche Kräfte, die man auf die Rückzugsstraße des Gegners sandte. Blüchers Anerbieten, mit einer großen Reitermasse den flüchtigen Gegner zu verfolgen, ward abgelehnt. Im großen Hauptquartier der Verbündeten fehlte es vor allem an dem ernsten Willen, einen letzten vernichtenden Streich gegen Napoleon zu führen. So gelang es Napoleon, noch mit leidlichen Opfern über den Rhein zu entkommen.

Die Hauptmasse des französischen Heeres in der Stärke von etwa 90 000 Mann wandte sich nach der Schlacht bei Leipzig zunächst nach der Saale. Als sie bei Kösen die Brücke schon von den Oesterreichern besetzt fand, verließ sie die große Straße, um über Freyburg auf schwierigen Wegen Erfurt zu erreichen. Beim Uebergang über die angeschwollene Unstrut kam es am 21. Oktober zu einem heftigen Gefecht mit nachrückenden Truppen vom Yorckschen Korps. In der engen Bucht, die der Unstrutgrund bei Freyburg bildet, auf steilen aufgeweichten Wegen drängten sich die flüchtigen

Franzosen in einem wilden Knäuel nach den Uebergängen hin; nur Napoleons persönliche Gegenwart vermochte in das Chaos einige Ordnung zu bringen. Etwa 1000 Gefangene und 18 Geschütze fielen in die Hände der Verfolger.

Diese ersten Tage der Flucht boten den traurigsten Anblick: zuchtlose wirre Heerestrümmer, tiefste Erschöpfung und Not der Soldaten, finstere verzweifelte Stimmung, massenhafte Desertion. Napoleon selbst, der bis dahin seine stolze Ruhe bewahrt hatte, war jetzt tief erschüttert. Niedergeschlagen und nachdenklich durchschritt er zu Fuß die Ebene von Lützen, wo sich vor wenigen Monaten das Kriegsglück noch einmal zu seinen Gunsten gewandt hatte; „gerade wie im Jahre 1812", hörte man in seiner nächsten Umgebung flüstern, „so ist er aus Rußland herausgegangen". Auch die Gegenden, wo vor sieben Jahren die Entscheidung von Jena und Auerstädt gefallen, wurden berührt. Welch eine erschütternde Wandlung!

Wenn selbst Yorcks Preußen den Uebergang des Feindes über die Unstrut nicht hatten hindern können, so läßt sich denken, wie wenig die große Masse der verbündeten Streitkräfte sich mit der Verfolgung beeilte. Das böhmische Heer stand noch am Tage vor dem Freyburger Gefecht rechts von der Elster und Pleiße. Benningsen erhielt einige Tage später Befehl zum Rückmarsch nach der Elbe und Bernadotte mußte, wie Müffling, Blüchers Generalquartiermeister, in seinem hinterlassenen Buche „Aus meinem Leben" spottet, den Souveränen erst noch seine wohlerhaltenen Schweden in Parade vorführen und war in seinen Gedanken jetzt mehr als je mit norwegischen Entwürfen beschäftigt, beeilte sich daher am wenigsten, zur Vernichtung der Franzosen mitzuwirken; bald darauf zog er mit seinen Schweden nach Hannover ab. Blücher, den man vorher ohne Grund zurückgehalten, eilte zwar noch am 19. Oktober nach Schkeuditz, bis er aber Weißenfels erreichte, begann der Feind schon die Unstrut zu passieren. Wohl war jetzt das Hauptquartier geneigt, auf den früher verworfenen Vorschlag einzugehen, daß man durch eine große Reitermasse den Feind rastlos bedrängen solle, aber bis Blücher über die Unstrut kam, deren sämtliche Uebergänge der Feind zerstört hatte, war Napoleon bereits in Erfurt, wo die flüchtigen

Massen sich sammeln und einigermaßen erholen konnten. Aber wie viele waren doch erschöpft zurückgeblieben! „Es konnte nichts unangenehmeres und widrigeres geben," sagte Müffling, „als der französischen Armee auf dem Fuße folgen. Längs der ganzen Straße lagen Leichen oder im Sterben begriffene Menschen; die Gefangenen, die man einbrachte, trugen den Tod auf den Gesichtern, kurz man konnte nicht ohne Ekel daran denken, daß man auf derselben Stelle, vielleicht auf demselben Stroh schlafen sollte, wie diese Nervenfieberarmee, welche noch überdies auf der Straße, die sie zog, die Einwohner angesteckt und alles was an Lebensmitteln vorhanden war, aufgezehrt hatte."

Bei Eisenach erreichte Blücher noch die feindliche Nachhut und brachte ihr beträchtlichen Verlust bei. In der Regel befand er sich nachmittags in demselben Zimmer, das Napoleon am Morgen verlassen hatte. Da erhielt er plötzlich Befehl, vom geraden Wege ab nach der Wetterau und dem Lahntale auszubiegen. Bis er jetzt nach Gießen kam, waren die Franzosen über den Rhein. Die Verfolgung fiel nunmehr der großen böhmischen Armee unter Schwarzenberg zu, die freilich noch weit zurückstand und sich auch keineswegs mit dem Nachrücken beeilte, so daß sie noch bei Schmalkalden stand, als Napoleon mit Wrede bei Hanau zusammenstieß.

Betrachtet man dies alles, sagt Häußer, Bennigsens Rückmarsch nach der Elbe, Bernadottes Abzug nach Hannover, Blüchers Entsendung nach der Wetterau, die Langsamkeit Schwarzenbergs und die behagliche Rast, die das große Hauptquartier in Weimar hielt, vergleicht man damit die diplomatischen Vorgänge der nächsten Tage, so kann man der Vermutung sich kaum entschlagen, daß es im Plane gelegen hat, dem Gegner eine goldene Brücke zu bauen und ihm die Mittel zu einem erträglichen Frieden übrig zu lassen. Von Kaiser Franz und Metternich darf dies wohl als ausgemacht gelten, der König von Preußen, seiner Natur nach zu kühnen Dingen nicht angelegt, hatte sich nach seiner Hauptstadt begeben, und der russische Kaiser war wenigstens noch nicht für die Idee gewonnen, den Krieg nur mit Napoleons Entthronung zu beenden. Mehr als die Vernichtung des Gegners beschäftigte

ihn jetzt die kleine Eitelkeit, dem Kaiser Franz und seinen Oesterreichern nicht die Ehre des früheren Einzuges in die alte deutsche Krönungsstadt Frankfurt zu überlassen. „Ist der Kaiser Franz da," äußerte er gegen seinen Vertrauten Ludwig v. Wolzogen, „so habe ich nichts dagegen, wenn wir zusammen einziehen; voraus soll er aber nicht!" Aehnliche Sorgen beschäftigten Schwarzenberg; er hielt die russischen und preußischen Truppenteile des großen Heeres sorgfältig zurück oder schob sie seitwärts auf Gebirgswege, damit die große Strecke nach Frankfurt für die Oesterreicher frei bliebe. Mit solchen erbärmlichen Rücksichten dynastischer Eitelkeit wurde der große Zweck des Krieges, die Vernichtung der napoleonischen Armee, aus dem Auge verloren. Der Zar kam wirklich zuerst nach Frankfurt, aber noch früher war Napoleon glücklich über den Rhein gelangt

Nach Abschluß des Vertrages von Ried war der bayerische Oberbefehlshaber Wrede vom großen Hauptquartier der Verbündeten beauftragt worden, sich den Franzosen, ehe sie an den Rhein gelangten, mit frischen Truppen in den Weg zu werfen. Er brach daher mit 31 000 Mann Bayern und einem österreichischen Hilfskorps von 25 000 Mann, lauter frischer gesunder Mannschaft, und 116 Geschützen, anfangs in Eilmärschen, vom Inn auf. In Dinkelsbühl erhielt er am 21. Oktober die Nachricht von der Leipziger Schlacht, zugleich mit dem Befehl, den Weitermarsch über Würzburg zu nehmen. Würzburg war von den Franzosen besetzt. Bis heut ist nun noch nicht sichergestellt, ob die Belagerung und Wegnahme dieses festen Platzes vom Großen Hauptquartier Wrede direkt anbefohlen war oder ob Wrede aus eigener Initiative sich an diese schwierige Aufgabe wagte. In jedem Falle wurde es für ihn zum Verhängnis, daß er drei kostbare Tage mit einer ganz überflüssigen und obendrein erfolglosen Aktion vor dieser Stadt verbrachte und dadurch gehindert wurde, Napoleon an der Stelle zu errreichen, die ihm am verderblichsten werden mußte. Es war dies das Defilee zwischen Gelnhausen und Schlüchtern namentlich die Gegend bei Wirtheim, ein für die Aufstellung der Bayern vorzüglich geeignetes Terrain. Dort angegriffen und im Rücken von der Großen Armee hart gedrängt, waren

Napoleons Heeresreste in der Tat in schlimmer Lage. Aber weder das eine noch das andere geschah; Napoleon war, nach einer nicht eben hitzigen Verfolgung, bereits in Schlüchtern angelangt, als Wredes Vorhut erst Hanau erreichte.

Auch über die Richtung des feindlichen Rückzuges waren in den letzten Oktobertagen im bayerischen Hauptquartier irrige Meinungen verbreitet. Man glaubte hier, Napoleon habe sich über Kassel nach dem Rhein hingewendet, und Wrede dachte im Ernst daran, durch eine Bewegung gegen Wetzlar den feindlichen Rückzug zu durchkreuzen. Noch am ersten Schlachttag, vormittag 11 Uhr, schickte er seinen Adjutanten an die Division Rechberg nach Offenbach mit dem Befehl, Frankfurt zu besetzen, da er am Abend sein Hauptquartier in diese Stadt verlegen werde; ja als man um Mittag sich am Lamboywald schon schlug, war er noch überzeugt, daß er nur einen kleinen Teil der französischen Armee sich gegenüber habe. Auch über die Beschaffenheit derselben war Wrede schlecht unterrichtet. So kamen die verschiedensten Umstände zusammen, um den bayerischen Kampf von vornherein ungünstig zu gestalten.

Am 28. Oktober, abends 7 Uhr, langte die Vorhut der bayerischen Armee, etwa 100 Mann Chevaulegers, in Hanau an. Mit lautem Jubel wurde sie — wie uns ein damaliger Hanauer Bürger, Kammerrat Leonhard, aus eigener Anschauung berichtet — von den Einwohnern begrüßt. Trotz ihrer starken Ermüdung, eine Folge der letzttägigen Eilmärsche, nahm sie alsbald den französischen General St. Andree nebst zwei Obersten, die sich bei der Räumung der Stadt verspätet hatten, gefangen. Auch ein für die Festung Mainz bestimmtes Schiff mit Reisladung fiel den bayerischen Reitern in die Hände. Später gerieten sie dann mit den ersten anmarschierenden Kolonnen der Franzosen ins Gefecht, wobei ein Neffe des Königs von Bayern, Prinz Ludwig von Waldeck, tödlich verwundet wurde. Am andern Tage traf Wrede selbst mit der Hauptmacht, etwa 40 000 Mann, in Hanau ein. Auch an diesem Tage kam es zwischen Hanau und Gelnhausen zu lebhaften Gefechten.

Gegen Abend näherte sich die Masse des französischen Heeres. Ihre Vorhut, 12—15 000 Mann stark, war schon vorausgezogen und hatte zum Teil am vorigen Tage, als

Hanau noch schwach besetzt war, an der Stadt vorüber ihren Marsch nach Frankfurt eingeschlagen. Ihr folgten auf dem Fuße russische und österreichische Streifscharen von der Napoleon verfolgenden alliierten Armee; sie vereinigten sich jetzt mit Wrede. Dann kam das Gros der französischen Armee, immer noch über 60 000 Mann stark und von Napoleon geführt. Am Abend des 29. Oktober war diese Masse bis über Langenselbold, zwei Stunden oberhalb von Hanau, vorgeschoben. In dem dortigen Isenburgischen Schlosse nahm Napoleon Nachtquartier. An Schlaf freilich dachte er, wie vor jedem wichtigeren Kampfe nicht. Kniend und wenn nötig auf dem Bauche liegend, bezeichnete er auf den an der flachen Erde ausgebreiteten Landkarten einzelne, ihm wichtig erscheinende Punkte mit Stecknadeln. Wohl mag der große Stratege erstaunt gewesen sein, als er bei seinem Hermarsch die enge Talschlucht der Kinzig zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, ein Defilee, das, wenn vom Feinde besetzt, den Franzosen den Untergang hätte bringen müssen, offen für den Durchzug fand — Nous voila à Paris! soll Napoleon hier ausgerufen haben — und dieser gröbliche taktische Fehler ihm den unschätzbaren Vorteil verschaffte, sich ungestört in die Ebene von Hanau herabsenken zu können, wo er es mit einem Gegner zu tun hatte, der, wie er höhnend scherzte, „wohl ein Graf, aber kein General seiner Mache" war. Denn wenn auch Treitschke in seiner Charakteristik Wredes sicher zu weit geht, wenn er ihn den „rohesten Prahler unter den Landsknechten des Rheinbundes" nennt, so steht doch heute so viel fest, daß Wrede ein tapferer General und ein tüchtiger militärischer Organisator, nicht aber ein Feldherr in dem großen Stil der Befreiungskriege oder auch nur ein weitschauender Taktiker gewesen ist. Seinem früheren Herrn und Meister eine offene Feldschlacht zu liefern, dazu war er nicht der Mann. Gleichwohl muß anerkannt werden, daß er, nachdem erst einmal die Würfel gefallen waren, nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht erfüllte. Als er sich am Mittag des 30. Oktober — freilich spät genug — vergewissert hatte, daß er nicht einem Teil der feindlichen Armee, sondern dem Gros derselben mit Napoleon an der Spitze gegenüberstand, äußerte er: „Jetzt ist

nichts mehr zu ändern, wir müssen als brave Soldaten unser möglichstes tun!" Und mächtiger als dieses militärische Motiv sprach ein politisches für die Annahme des Kampfes. Bayern war erst in den letzten Tagen, nachdem die Hauptarbeit bereits getan war, der Allianz gegen Napoleon beigetreten und durfte daher einer Bluttaufe derselben nicht ausweichen. „Wir sind neue Freunde," sagte Wrede, „um nicht unseren guten Willen mit blutigstem Ernst zu betätigen." — Napoleon frohlockte, als er beim Heraustreten auf die Ebene von Hanau der bayerischen Armee sich gegenüber sah, wo die Tatze des ergrimmten Löwen weiter ausholen und schwer auf das Haupt des ihm in jeder Hinsicht unterlegenen Gegners fallen konnte. Alle Tapferkeit der Bayern vermochte den strategischen Fehler ihres Feldherrn nicht wieder gut zu machen. Napoleon war auf Bayern seit dessen Abfall ganz besonders erbittert. „Der König von Bayern," äußerte er sich „wird mich nächstes Jahr wiedersehen und er soll daran denken; er war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht habe; ich werde aus dem großen Fürsten wieder einen kleinen machen." Begierig nahm er die Herausforderung an, die ihm Wrede bot.

Die ungeschickte Aufstellung der bayerischen Armee erleichterte ihm den Erfolg, dessen er sich von Anfang an sicher fühlte. Vor der bayerisch-österreichischen Front lag der Lamboywald, aus dem die Franzosen, ihre Bewegungen verbergend, herausdefilieren konnten; hinter sich hatte Wrede den Main, seine Schlachtlinie selbst war durch die Kinzig in zwei Teile gespalten. Die Vorhut war über den Wald gegen Rückingen vorgeschoben. — Für den Verlauf der zweitägigen Schlacht wollen wir jetzt, wenigstens auszugsweise, einen Augenzeugen jener Tage, den bereits genannten Kammerrat Leonhard, zu Worte kommen lassen. „Am 30. Oktober begann der blutige Kampf, welcher unserer Stadt für immer eine Stelle im Buche der Geschichte zusichert und dessen Erinnerung die gegenwärtige Generation durch treue Erzählung auf Enkel und Urenkel fortpflanzen wird. Die Schlacht bei Hanau verdient um so mehr beachtet zu werden, da sie gleichsam das letzte Glied aus der Kette tatenreicher Gefechte ist, welche seit dem 17. August das ungeteilte Interesse von Europa

gefesselt haben. Morgens um 8 Uhr erfolgte der Angriff der Franzosen auf die deutschen Vorposten in der Gegend von Rückingen. Hier stand die Division Lamotte. Man schlug sich mit gegenseitiger Tapferkeit, bis endlich die braven Bayern der überlegenen Macht weichen und sich in die Schlachtlinie zurückziehen mußten. Der rechte Flügel, ein Teil der Division Beckers, aus den Brigaden Pappenheim und Zoller zusammengesetzt, stand auf beiden Ufern der Kinzig, von dem Vorwerke (dem Neuhof) an bis an die Bulauwaldung, parallel mit dem Rodenbacher Chausseehause. Hinter der Lamboybrücke befand sich österreichische Infanterie zum Soutien dieses Flügels. Das Zentrum — die andre Hälfte der Division Beckers, eine österreichische Division und die Division Lamotte — nahm den Raum zwischen dem rechten Ufer der Kinzig und der großen Heerstraße nach Gelnhausen ein, indem sie den Lamboywald en fronte vor sich hatte; der linke Flügel, meist Kavallerie, war links der Gelnhauser Landstraße nach dem Bruchköbeler und Puppenwald zu en échelons aufgestellt. Im Rücken des linken Flügels, auf der nach Friedberg führenden Chaussee, hielten die Kosaken. Die Reserve war hinter dem linken Kinziguser längs dem Rodenbacher Hochwege postiert. Eine österreichische Grenadierbrigade hatte die inneren Plätze der Stadt besetzt. So stellte sich die Schlachtordnung von den Türmen der Stadt dar, welche als treffliche Standpunkte an diesem denkwürdigen Tage stets mit Menschen angefüllt waren. Um 10 Uhr begann das Gefecht mit einer lebhaften Kanonade auf der Straße nach Gelnhausen, wo bald an der Spitze des Lamboywaldes die Hauptmacht der Franzosen, in dichten Massen zusammengedrängt, erschien. Diese Massen entwickelten sich nicht sogleich, sondern man beschränkte sich darauf, einander gegenseitig zu beobachten, und fuhr fort, Kanonenkugeln zu wechseln. Um Mittag fing der Kampf im Zentrum an. Immer furchtbarer und stärker, fast ohne alle Zwischenräume, wurde jetzt der Kanonendonner, und schon konnte man in der Stadt deutlich das Zischen der Kugeln hören. Zu verschiedenenmalen drangen die Franzosen aus dem Walde hervor, wurden aber stets mit großem Verluste zurückgeworfen. Indessen setzten sie die Angriffe auf das

Zentrum lebhaft und mit unerschütterlichem Mute fort. Schon aus der Hartnäckigkeit des Gefechts ließ sich auf die Anwesenheit der Kaisergarden schließen. Der Kommandierende fand sich veranlaßt, das Zentrum zu verstärken, und wir sahen mehrere österreichische Regimenter unter Musik und fröhlichem Gesange dem Kampfplatze zueilen. So blieb die Lage der Dinge bis gegen 3 Uhr nachmittags. Jetzt brachen die Franzosen, lauter Kavallerie der Garde, in dichten Massen auf der Gelnhauserstraße zwischen dem Puppenwalde und dem sogenannten Eichenwäldchen hervor und stellten sich unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer der ihnen gerade entgegenstehenden bayerischen Hauptbatterie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in drei Linien hintereinander auf. Die erste Linie stürzte sich sogleich auf die ihr gegenüberstehende Kavallerie, machte jedoch eine Seitenbewegung und warf sich nun, von der bayerischen Kavallerie verfolgt, in die Infanterie der Alliierten. Während des Kavallerieangriffs und fast in demselben Moment, wo bei der französischen Reiterei die Schlachtordnung formiert wurde, hatte sich im Rücken derselben eine Batterie von Zwölfpfündern aufgestellt, welche gerade da zu zielen anfing, als die französischen Reiter nach ihrer ersten Attacke von der bayerischen Kavallerie verfolgt wurden. Der ganze linke Flügel der Verbündeten war jetzt dem schrecklichsten Kugelregen ausgesetzt und mußte deshalb den Rückzug antreten. Die Kavallerie des Zentrums eilte zwar herbei, mußte aber weichen, da kein gesamter Angriff mehr möglich war. Die Infanterie der Alliierten, welche während der ganzen Dauer der Schlacht mit ausgezeichnetem Mute gefochten hatte, konnte jetzt, von ihrer Kavallerie nicht mehr unterstützt und dem Andrange der ganzen feindlichen Masse ausgesetzt, nicht länger widerstehen. Der linke Flügel nahm seinen Weg über die Kinzigbrücke zur Stadt herein. Die Franzosen rückten näher heran; rings um die Stadt erhob sich der Kampf. Fürchterlich rollte der Donner des Geschützes, und schon wurden Häuser in den verschiedenen Quartieren der Stadt beschädigt. Jetzt begann für die Bewohner Hanau's ein schrecklicher Moment. Alle Straßen waren mit Kriegern bedeckt. Hier wanderten Verwundete dem Hospitale zu, Sterbende und Tote wurden hereingebracht, dort

flüchteten unglückliche Landleute den Rest ihrer Habe zu ihren städtischen Bekannten und Freunden. Immer näher wälzte sich das Gewühl der Schlacht; mit jedem Augenblicke wurde unsere Lage gefahrvoller. Man sah dem Eindringen der Franzosen von einer Minute zur andern entgegen und fürchtete den Kampf in den Straßen der Stadt. Alles floh in Keller und Gewölbe, oder versammelte sich wenigstens in den unteren Stockwerken. Während sich dies auf dem linken Flügel der Alliierten und dem Innern der Stadt zutrug, trat auch das Zentrum seinen Rückzug über die Lamboybrücke an. Dieser Teil der Wredeschen Armee war es, welcher am meisten gelitten hatte, und selbst die Retirade war noch mit einem bedeutenden Verluste verbunden. Die Brücke, über welche man den Weg nahm, war schmal, das Holzgeländer leistete nur einen geringen Widerstand, das Gedränge war groß, und so fand mancher brave Krieger in den Fluten der tiefen Kinzig seinen Tod. Ein Bataillon des österreichischen Regiments Jordis und mehrere Hundert Bayern wurden von der französischen Kavallerie nach der Gegend der sogenannten Herrnmühle hingedrängt. Sie versuchten es, über das Wehr in die Stadt zu dringen, und viele von ihnen verunglückten dabei. Der rechte Flügel war nur teilweise im Gefecht und vorzüglich mit französischer Infanterie engagiert gewesen. Die Heere der Verbündeten bezogen ein Biwak in der Gegend der Aschaffenburger Straße, nahe bei dem Pachtgute, der Lehrhof genannt. Die österreichische Brigade rückte auf den Neustädter Markt und blieb hier die Nacht hindurch unter dem Gewehre. — Indessen war es im Innern der Stadt ruhiger geworden. Man schmeichelte sich, mindestens einen Teil der Nacht im sorglosen Schlafe hinbringen zu können. Niemand glaubte, daß wir erst am Vorabend schaudervoller Schreckensszenen waren, keiner ahnte, daß wir noch den ärgsten Kampf zu bestehen hätten. Es geziemt indessen dem Erzähler nicht, den Begebenheiten voranzueilen, folgen wir darum dem Faden der Geschichte. — Mitternacht war vorüber. Gegen 2 Uhr schreckte uns der Kanonendonner auf. Die Franzosen fingen an, die Stadt mit Haubitz-Granaten zu beschießen. Sehr bald standen die Hintergebäude des reformierten Waisen-

hauses und die benachbarte Wohnung, zum schwarzen Bären genannt, in Flammen. Schuß fiel auf Schuß. Jetzt brach auch in der Judengasse Feuer aus. Gräßlich war das Wimmern, das Angstgeschrei der Verwundeten. Die Häuser bebten, die Fenster klirrten, Glut und Dampf erfüllten die Straßen. Alles schien Tod und Vernichten zu drohen. Eine augenblickliche Pause wurde benützt, um Löschanstalten zu treffen. Diese Stille war indessen nur der Vorbote eines neuen Sturmes. Gleich darauf fing der Donner des Geschützes mit vergrößerter Gewalt an. Der Kugelregen war dichter als zuvor. Dann wiederum eine Pause. Es gelang hin und wieder den Brand zu bewältigen. Nun blieb alles ruhig bis gegen Morgen. Ein dumpfer Ernst, eine stille Trauer waren über die Stadt verbreitet. Als der Morgen dämmerte — welch ein Wiedersehen nach der Schreckensnacht! Mit scheuen Blicken schlichen die Bürger aus ihren Wohnungen hervor. Die öffentlichen Plätze, die Straßen waren frei von Truppen. Hier und da sprengten nur noch einzelne österreichische Husaren auf und nieder. Alles staunte, keiner wußte sich das Rätsel zu lösen. Jeder schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Auf einmal entstand die Sage, die Franzosen hätten sich zurückgezogen, von den Szekeler Husaren sei ein Ausfall gemacht worden und sechs eroberte Kanonen wären die Frucht ihres mutigen Kampfes gewesen. Dann verbreitete sich das Gerücht, Blücher sei im vollen Anzuge über Friedberg. Alles strömte hin zum Kinzig-Tore, um den Helden Preußens zu begrüßen, dessen greises Haupt mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt ist. Jetzt kam die Kunde, Fürst Schwarzenberg sei mit der großen österreichischen Armee bereits bis in den Lambohwald vorgedrungen. Seltsam kontrastierte mit allen diesen Nachrichten die Stille, welche fortdauernd in Hanau herrschte. Gegen 8 Uhr erfuhr man endlich mit Gewißheit, daß der kommandierende General zur Schonung der Stadt die österreichische Besatzung herausgezogen hatte. Die Franzosen rückten im Sturmschritte unter heftigem kleinen Gewehrfeuer herein. Sie durchzogen die brennenden Straßen. Die zum Löschen herbeigeeilten Einwohner entflohen, und vieles, was noch hätte gerettet werden können, mußte den Flammen preisgegeben bleiben."

Zu gleicher Zeit war Marmont bis zur Lamboybrücke vorgedrungen, sodaß jetzt der Abmarsch des französischen Gros ungestört vor sich gehen konnte. Noch hoffte Wrede die letzten Scharen zu fassen und versuchte am Nachmittag einen Angriff von zwei Seiten, um die Zurückgebliebenen abzuschneiden. Während eine Kolonne über die Lamboybrücke nach der großen Straße dringen sollte, ging er selbst in einem tapferen Angriffe stürmend gegen die Stadt vor, entfaltete an der Spitze der Mannschaft seine ganze soldatische Bravour und drang glücklich bis an die Kinzigbrücke vor; hier warf ihn aber eine feindliche Kugel schwer verwundet zu Boden. Bis in die Nacht hinein dauerte dann der heftige Kampf um diese und um die Lamboybrücke fort, ohne daß eine neue Wendung herbeigeführt ward. Als es dunkel geworden, marschierten die Franzosen nach Frankfurt ab. — Der Kampf der beiden Tage hatte den Verbündeten gegen 9000 Mann gekostet. Der Verlust der Franzosen wird wohl kaum geringer gewesen sein, allein sie hatten doch ihren Rückzug nach dem Rhein mit Erfolg durchgekämpft. Wrede ward von den Monarchen für seine Niederlage so geehrt, als wenn er den glänzendsten Sieg erfochten hätte. Kaiser Alexander sandte ihm auf sein Krankenlager in Hanau das Großkreuz des Alexander-Newsky-Ordens. Beide Monarchen, sowie König Max Joseph besuchten ihn auf seinem Schmerzenslager. Man mochte — sagt Häußer — bei alledem das politsche Verdienst mehr in Rechnung bringen als das militärische. Denn der hartnäckige Kampf bei Hanau gab eine Bürgschaft dafür, daß Bayern jetzt fest zur Koalition stehen und alle bonapartesierenden Hintergedanken vorerst aufgeben werde. — Diese Bürgschaft den Verbündeten zu geben war auch für Wrede ein Motiv gewesen, sich so ungestüm in den Kampf zu stürzen. Und diesen Zweck hatte er erreicht; das Verhältnis Bayerns zu den Alliierten ließ kaum bemerken, daß dasselbe solange und eifrig an Bonapartes Seite gefochten.

Auflösung des Rheinbundes. Zentralverwaltung. Frankfurter Friedensverhandlungen.

In der Schlacht bei Hanau hätte Napoleon das bayerisch-österreichische Heer vielleicht noch vollständiger zersprengen können, allein es war ihm darum zu tun, möglichst rasch den Rhein zu gewinnen. Vor den Toren von Frankfurt kam es zu einem neuen Gefecht (31. Oktober) mit einer bayerischen Heerabteilung. Noch einmal betrat der Franzosenkaiser die alte Krönungsstadt der Deutschen Kaiser, setzte aber alsbald den Marsch nach Mainz fort; sein Heer zählte beim Uebergang über den Rhein noch immer 70 000 Mann, freilich zumeist Marode und Kranke. Einige Tage später zogen die drei verbündeten Monarchen in Frankfurt ein.

In den Festungen zwischen Rhein und Weichsel lagen noch gegen 190 000 Mann mit zahlreichem Geschütz und unermeßlichem sonstigen Material. An der Weichsel waren Danzig, an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau, an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden von den Franzosen besetzt. Einzelne Festungen hielten sich bis zur Restitution der Bourbonen, worauf die Besatzungen eines befreundeten Fürsten ungehindert nach Frankreich zurückkehren konnten, andere erlagen in den nächsten Wochen nach der Leipziger Schlacht den Angriffen der Verbündeten und mußten in Kriegsgefangenschaft wandern.

Zuerst fiel Dresden. Marschall St. Cyr mußte (11. November) in der ausgehungerten Stadt eine Kapitulation mit dem österreichischen General Klenau abschließen, die mehr als 30 000 Mann in Gefangenschaft lieferte. Ebenso erging es dem General Rapp in Danzig (1. Januar 1814). Unter Mühe und Entbehrungen schlimmster Art hatte dieser monatelang heldenmütigen Widerstand geleistet. Auch Stettin, Torgau, Küstrin, Wittenberg fielen in den nächsten Monaten, andere Festungen aber, wie Magdeburg, Glogau, Erfurt, Hamburg, Mainz hielten sich bis zum Frieden. In Hamburg trieb nach wie vor Davoust sein wildes Wesen. Er hatte die Stadt vortrefflich befestigen lassen und widerstand allen Angriffen des russischen Generals Bennigsen. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank und barbarische Bedrückung der Bürger hatten den Anfang gemacht, dann wurden seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte, die Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster nach einer nur achtstündigen Ankündigung niedergebrannt und an 20000 Menschen aus der Stadt gestoßen, zuerst die Jungen und Starken, als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als lästig; die Waisenkinder, die Gebrechlichen, die Zuchthaussträflinge wurden vor die Tore gebracht, ja am Nachmittag des 30. Dezembers befahl Davoust, das mit 800 Kranken (darunter zahlreiche Geisteskranke) gefüllte Krankenhaus zu leeren, um es am folgenden Tage in Brand stecken zu können. Unter wilden Szenen der Plünderung und Scheußlichkeiten aller Art ward das Gebäude geräumt, aber die Todesangst in dem wilden Gedränge und die strenge Januarkälte kosteten in den nächsten Tagen fast sechshundert der geflüchteten Kranken das Leben. Den ganzen Winter hindurch hielt sich Hamburg noch gegen ein gewaltiges Belagerungsheer, bis Davoust endlich die weiße Fahne der Bourbonen aufziehen und sich in Wehr und Waffen nach Frankreich begeben konnte. Erst am 31. Mai zog Bennigsen in die alte Hansastadt ein.

Die vollständige Auflösung des Rheinbundes war nach der Räumung des deutschen Bodens seitens der Franzosen selbstverständlich. Den Fürsten und Regierungen in Süd- und Westdeutschland schien zwar anfangs die Kunde von dem

Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft so unbegreiflich und unmöglich, sie hatten sich in die Rolle der Dienstbarkeit gegen den Imperator so eingelebt, daß sie nur zögernd und bedauernd die Wandlung der Dinge anerkannten und den Alliierten die Hand zum Bunde reichten. So lange es irgend möglich, richtete man sich hier an den Lügenbulletins des „Moniteur" auf, und erst als man vor der handgreiflichen Wahrheit die Augen nicht mehr verschließen konnte, sagte man sich gezwungen und halb widerwillig von dem französischen Bündnis los. Man sah jetzt im Lager der Verbündeten seine neuerworbene Machtstellung am besten garantiert. Das war das einzige Motiv zum Abfall.

Schon auf dem Marsche nach Frankfurt hatte Metternich mit Württemberg abgeschlossen. Der Vertrag von Fulda vom 2. November war dem Rieder ähnlich, nur wurde aus Rücksicht auf Preußen ein Vorbehalt zu Gunsten des künftigen deutschen Bundes eingeschaltet. König Friedrich trat in die Koalition ein und behielt seine Souveränität sowie seine Besitzungen „unter der Garantie der politischen Beziehungen, welche sich ergeben werden aus den Anordnungen, die dem künftigen Frieden zur Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden sollen". Trotzdem entließ er diejenigen Offiziere ungnädig seines Dienstes, welche mit dem General Normann bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangen waren, und sprach noch im Februar 1814 in einem von den Kosaken aufgefangenen Briefe Napoleon die Hoffnung aus, bald unter seine glücklichen Fahnen zurückkehren zu können. Auf die Kunde von der Niederlage Wredes bei Hanau feierte er Freudenfeste. Bei Festungsstrafe verbot er alle politischen Gespräche und herrschte einen seiner Landvögte, der sich im deutschen Sinne ausgesprochen hatte, mit der Weisung an: „Es ist die Pflicht eines jeden guten Dieners, nur die Sache, für welche sich sein Souverän erklärt hat, als die wahre gute Sache anzusehen."

Auch in Baden, das am 20. November mit den Verbündeten abgeschlossen hatte, sprach Großherzog Karl dem Protektor sein lebhaftes Bedauern aus. Am 2. November trat Hessen-Darmstadt auf dem Schlachtfelde von Hanau zu den

Verbündeten über. Mit geballter Faust und einem grimmigen: „Du sollst mir's bezahlen, mein Fürst!" schied Napoleons Gesandter von dem Großherzog Ludwig. In allen diesen Bündisverträgen — auch Nassau, Sachsen-Koburg und die anderen Rheinbundfürsten waren noch vor Jahresablauf der Koalition beigetreten — wurde diesen Fürsten für ihren Beitritt und militärische Hilfeleistung die Souveränität und die Aufrechterhaltung ihres Territorialbesitzes zugesichert; nur in ganz unbestimmten Ausdrücken wurden sie verpflichtet, sich den Einrichtungen zu fügen, welche die zur Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands einzuführende Ordnung der Dinge erfordern werde, und gegen Entschädigung einzelne etwa notwendige Abtretungen zuzugestehen.

So wurden in kurzsichtiger und schwachmütiger Politik die Schöpfungen des Rheinbundes fast in ihrem vollen Umfang aufrecht erhalten. Nur die Napoleoniden und einzelne kleine, besonders schuldbeladene neue Herrschaften fielen als Sühnopfer. Der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, das Haupt des Rheinbundes, legte seine Würde nieder und zog sich später in sein Erzbistum Regensburg zurück. Der Fürst von Isenburg, der im Jahre 1806 preußische Soldaten zu einer französischen Räuberbande verführt hatte, der Graf von der Leyen, der sich die Fürstenwürde durch Uebertritt zum französischen Bürgerrecht erworben, büßten ihre Souveränitäten ein. In Kassel zog der böse Kurfürst Wilhelm wieder ein, nachdem König Jerome zum zweiten Male geflohen war. Die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kopfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen. Ueber seine Fürstentugenden täuschte sich freilich das getreue Völkchen nicht. Doch er war der angestammte Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen? Treffender als die untertänigen Federn der amtlichen Blätter drückte ein alter Bauer von der Schwalm die Familiengefühle dieser verkommenen kleinstaatlichen Welt aus in den unwiderleglichen Worten: „Und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wiederhaben." Das große, mit dem Blute der nach Amerika verkauften hessischen Soldaten erworbene Vermögen des kurfürstlichen Hauses war während

der Jahre des Exils in Frankfurt bei Amschel Rothschild verwahrt worden, der mit diesen Geldern die Weltmacht seiner Firma begründete, nnd der geizige Fürst hatte nicht das mindeste von seinen Schätzen aufgeopfert für die Befreiung Deutschlands. Am Tage nach seinem Einzug debütierte er mit dem denkwürdigen Befehle: „Die am 1. November 1806 beurlaubten Regimenter sollten sich sogleich in ihren zuletzt innegehabten Garnisonsplätzen einstellen: alle damals mitgenommenen Montierungsstücke, Armatur- und Lederwerk sollten mitgebracht werden."

Am 2. Dezember schloß der Kurfürst dann mit Oesterreich den Vertrag, wodurch er dem großen Bündnis beitrat. Er erhielt die Gebiete wieder, welche mit dem Königreich Westfalen und dem Großherzogtum Frankfurt vereinigt gewesen waren, nebst Katzenelnbogen und den Salinen von Nauheim. Die Wiederherstellung der „guten alten Zeit", die Aufhebung der Neuerungen, auch wohltätiger Reformen aus der Fremdherrschaft, die Zurückführung der Adelsprivilegien, der Beamtenwillkür, der schlechten Justiz, der ganzen feudalen Mißwirtschaft, waren jetzt sein dringendes Anliegen. Nur wo die westfälischen Einrichtungen zu schlechten und eigennützigen Dingen zu gebrauchen waren, da wurden sie sorgsam konserviert. So dauerte die westfälische Grund- und Patentsteuer samt den Zulagszentimen und andere Lasten neuer Erfindung unverändert fort; die althessische Schuld wurde nur nach dem Drittelbetrag anerkannt, auf welchen sie von Jeromes Regierung reduziert worden war, und die von der westfälischen Behörde ausgeschriebenen Steuern, die noch rückständig waren, wurden wie rechtmäßige eingetrieben. Die Lehren der jüngsten Geschichte waren spurlos an dem Kurfürsten vorübergegangen. Die Veräußerungen von Domänen wurden kassiert, alle während der Fremdherrschaft verliehenen Titel, Anstellungen, Beförderungen widerrufen, der Code Napoleon abgeschafft, die Gegenrevolution bis zu Lächerlichkeiten, wie die Wiedereinführung von Zopf und Puder, gesteigert und der Grund zu jener Regierungsweise gelegt, die seitdem Kurhessen zum hervorragendsten Repräsentanten unwürdiger und rechtloser Kleinstaatswirtschaft gemacht hat.

Das Königreich Westfalen war nun endgültig aufgelöst, die Herzöge von Braunschweig und Oldenburg kehrten in ihre Staaten zurück, in Hannover wurde die Herrschaft der englischen Dynastie wiederhergestellt. Das Großherzogtum Berg, das Napoleon bei Murats Uebersiedlung nach Neapel an seinen Neffen Ludwig, den unmündigen Sohn des Königs von Holland, übertragen hatte, wurde als herrenloses Gebiet eingezogen.

Ueber die politische Zukunft Deutschlands, die mächtigste aller Fragen, liefen die verschiedenartigsten Auffassungen durcheinander. Während Oesterreich, sagt Häusser, die Kaiserwürde wie einen Nessusrock von sich warf, in Preußen schon Gedanken an die Mainlinie umgingen, die ehemaligen Rheinbündner vor allem ihre Souveränität zu sichern bemüht waren, dachte man in dem nicht preußischen Norden an die Herstellung des Reiches unter einem Kaiser aus dem Habsburger Hause und meinte, die zum Hansabunde vereinigten Städte sollten einen ebenso selbständigen Bestandteil des Reiches wie Preußen oder Bayern bilden. Stein allein wußte was not tat, vermochte aber mit seinen Ratschlägen nicht durchzudringen. „Ich habe nur ein Vaterland" — schreibt er in jenen Tagen an den Grafen Münster — „das heißt Deutschland, ich bin nur ihm und nicht einem Teil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge." So weit und hoch dachten jedoch nur wenige. An der Zentralverwaltung für Deutschland konnte man schon sehen, welche Schwierigkeiten sich einer durchgreifenden und ersprießlichen Organisation der deutschen Verhältnisse in den Weg stellten. Eine Konvention vom 21. Oktober hatte dieser Behörde ihre Aufgabe zugemessen. Sie sollte sich auf die Länder ausdehnen, die momentan ohne Souverän seien, oder deren Souverän der Allianz nicht beigetreten sei. Die österreichischen, preußischen, hannoverschen und schwedischen Besitzungen (nach dem Stande von 1805) blieben ihrer Einwirkung entzogen. Sie sollte den Unterhalt der verbündeten Truppen anschaffen, durch Lieferungen und Zahlungen aus den verwalteten Gebieten zu den Kriegskosten

beitragen, alle militärischen Hilfsquellen jener Länder entwickeln und die Verwaltung derselben beaufsichtigen. Ihr wichtigstes Geschäft war die Ausrüstung der Heereskräfte in den neubeigetretenen oder besetzten Ländern. Eine in Frankfurt niedergesetzte militärische Kommission setzte fest, daß der bisherige Rheinbund acht Armeekorps in der Stärke von 145 000 Mann Linie und ebensoviel Landwehr zu stellen habe.

Die bitteren Erfahrungen, auf die Stein in richtiger Ahnung hingedeutet, traten rasch genug ein. Nicht nur über Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und andere vormalige Rheinbündner hatte man Klage zu führen, Hannover, Oldenburg machten es nicht besser. Der Kurfürst von Hessen wollte sich als preußischer Feldmarschall von dem der Kommission als militärischen Sachverständigen beigegebenen Oberstleutnant Rühle von Lilienstern nichts vorschreiben lassen. „Geben Sie mir Kanonen" — äußerte sich Stein zu einem Beschwerdeführer — „mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten!" Eine Volksbewaffnung — schreibt Treitschke — nach preußischer Weise war in der Mehrzahl dieser Länder unmöglich, da die Gewalthaber ihrem eigenen Volke nicht trauten. In Bayern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt. In Württemberg wollte der König weder Freiwillige noch eine Landwehr dulden. Die Bildung des Landsturms benutzte er nur als einen willkommenen Vorwand, um seine Untertanen zu entwaffnen und bei Zuchthausstrafe die Einlieferung aller Gewehre anzubefehlen. Tagaus tagein versuchte der partikularische Dünkel die Wirksamkeit der Zentralverwaltung zu durchkreuzen.

Unter diesen Umständen war es wahrhaft zu bewundern, daß es den patriotischen Männern, die diese undankbare Aufgabe auf sich nahmen, doch gelungen ist, noch eine so respektable Macht aufzustellen wie die, welche nachher ins Feld geführt ward (etwa 160 000 Mann).

Am empörendsten gab sich die Antipathie der Rheinbündner gegen jede einheitliche Organisation auf einem Gebiete der Zentralverwaltung kund, dem Lazarettwesen. Deutschland, außer Oesterreich und Preußen, war in sechs Kreise eingeteilt, deren jeder unter einer Lazarettdirektion stand, die dem Zentral-

verwaltungsrat untergeordnet war. Der Aufwand ward gemeinsam getragen, die Einrichtung der Lazarette sollte gleichmäßig sein. König Friedrich von Württemberg weigerte sich jedoch, „ausländische" Verwundete in seine Hospitäler aufzunehmen; als die Oesterreicher ihre Kranken aus dem überfüllten Villingen nach Rottweil hinüberbrachten, ließen die württembergischen Behörden die Jammernden auf der Straße liegen, bis man mit Gewalt die Türen des Krankenhauses öffnete. Den Organisator der Volksbewaffnung, Rühle, wollte der König verhaften lassen. Den Aerzten wie den Geistlichen war es bei schwerer Strafe untersagt, den Leidenden hilfreiche Hand zu leisten. Aehnlich trieb es Montgelas: die Kranken aus Bayern wurden gut versorgt, die andern schmählich vernachlässigt. Steins Beamte wurden mit Ausweisung bedroht, als sie sich von dem Zustande der bayerischen Lazarette überzeugen wollten.

Im Großen Hauptquartier zu Frankfurt hielten inzwischen die verbündeten Monarchen mit ihren Staatsmännern und Feldherren Rat, ob man die Hand zum Frieden reichen oder über den Rhein setzen und den Krieg bis zur völligen Vernichtung des Gegners fortführen solle. Noch immer regten sich viele kleinmütige, besorgte Stimmen. Die Fortsetzung des Krieges bis zur Entthronung des Usurpators und zur völligen Befreiung Deutschlands auch links vom Rhein war ein Gedanke, der selbst damals noch nur von den Kühnsten gehegt wurde. Am kriegslustigsten war die Stimmung im preußischen Heere, insbesondere Blücher und Gneisenau drangen mit aller Entschiedenheit darauf, dem Feind unmittelbar auf den Fersen zu folgen und in Paris Frieden zu schließen, ehe er Zeit gewonnen, neue Kräfte zu sammeln. Ein Schreiben Blüchers an König Friedrich Wilhelm III. vom 3. November rät dringend zur ungesäumten Fortsetzung der Operationen. Am gleichen Tage schreibt Müffling an Knesebeck (erster Generaladjutant des Königs): „Gehen wir schnell auf Holland los und mit Kraft über den Rhein, so muß die Eroberung von Holland in zwei Monaten vollendet und ein dauerhafter Friede erlangt sein. Bleiben wir diesseits stehen und lassen uns von Unterhandlungen hinhalten, so prophezeie ich eine blutige Campagne pro

1814.“ Und Gneisenau schrieb an den König: „Warten wir, so vergönnen wir dem Feinde die Zeit, Rekruten zu sammeln und Mittel zu entwickeln, um selbige feldfähig zu machen. Wenige Monate werden verfließen, und wir werden wieder zahlreiche Armeen auftreten sehen, die unsre tapferen Soldaten aufs neue bekämpfen müssen. Die Erfahrung dieses Feldzuges hat uns mehreremale belehrt, daß wir hinterher mit Blut büßen müssen, was wir durch Unterlassung einer Anstrengung versäumt hatten . . .“

Aber diese Ansicht war doch keineswegs die allgemeine; nicht nur die Diplomaten, sondern auch Kriegsleute von Beruf traten ihr entgegen. Das Gefühl der Furchtbarkeit Napoleons war in den letzteren noch sehr lebendig, trotz der jüngsten Siege, die Erinnerung an den unglücklichen Feldzug von 1792 nach Frankreich noch keineswegs weggewischt, der Eindruck der Erschöpfung der eigenen Kräfte groß genug, um eine Pause als unentbehrlich erscheinen zu lassen. Es galt ihnen als eine Verwegenheit, Frankreich im Innern anzugreifen, vollends durch einen Winterfeldzug. Wenn überhaupt der Krieg dort hinübergetragen werden sollte, so sei es, meinten sie, wenigstens dringend nötig, bis zum Frühjahr zu warten, ausgedehntere Rüstungen vorzunehmen, Holland und die Schweiz erst zu erobern.

Neben den militärischen Bedenken fielen die politischen noch schwerer ins Gewicht. Napoleon zu entthronen, war keineswegs der Wille der alliierten Mächte. Oesterreich hatte erreicht, was es in seinem Interesse erreichen wollte: der Rückgewinn von Illyrien, Tirol und den verlorenen italienischen Besitzungen schien gesichert. Napoleon im Besitz der Rheingrenze schien weniger furchtbar als die Russen in Polen oder als die ungestümen preußischen Patrioten, die nicht nur das linke Rheinufer, sondern bald schon Elsaß und Lothringen zurückforderten und gefährliche Pläne für eine politische Neugestaltung Deutschlands hegten. Der König von Preußen fühlte sich in seiner vorsichtigen Weise nicht versucht, das eben Errungene in einem äußersten Kampfe wieder aufs Spiel zu setzen, und war über den Kriegseifer Blüchers und seines Hauptquartiers sichtlich ungehalten. Zar Alexander, der von

den alliierten Monarchen durch seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit, den größten Mann seiner Zeit zu fällen, noch am ehesten für die Fortführung des Krieges zu haben war, schwankte zunächst noch zwischen Krieg und Frieden und kam erst allmählich zur Entscheidung. England endlich vertrat mehr den Standpunkt Oesterreichs als den der preußischen Patrioten. „Die englische Nation" — schrieb am 13. November der englische Premierminister Castlereagh an seinen Bevollmächtigten im Frankfurter Hauptquartier, Aberdeen — „ist zwar nach den letzten großen Erfolgen nicht friedfertig gestimmt, allein das Kabinett wird sich dadurch nicht leiten lassen. Es ist bereit, den Frieden anzunehmen und sich in die inneren französischen Dinge nicht weiter zu mischen, auch wenn es im allgemeinen nicht in seinem Interesse liegt, die Verbündeten zu einem unvollkommenen Abkommen zu drängen. Aus eigenem Antrieb wird man das nicht tun, wenn aber die Alliierten es so wollen, sich fügen." Die ehemaligen Rheinbundstaaten waren natürlich noch weniger als alle anderen geneigt, mit ihrem früheren Protektor einen Krieg bis aufs Messer zu führen.

So ist es nicht verwunderlich, daß schließlich die Friedenspartei unter Metternichs Führung es durchsetzte, daß an Napoleon Friedensvorschläge ergingen. Man bediente sich hierbei eines ins Hauptquartier gebrachten französischen Diplomaten St. Aignan. Es wurde Napoleon der Besitz von Frankreich innerhalb seiner „natürlichen Grenzen", Rhein, Alpen, Pyrenäen, zugesichert, wenn er in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und in die Wiederherstellung der Bourbonen in Spanien willigen würde. Zur näheren Vereinbarung dieser Friedensbasis sollte sich alsbald ein Kongreß auf dem rechten Rheinufer versammeln.

Es bedarf kaum eines Wortes — sagt Häusser — um den Charakter dieser Anerbietungen zu würdigen. Nachdem man zum zweitenmal eine große Heeresrüstung Napoleons vernichtet und jetzt imstande war, in seiner eigenen Hauptstadt den Krieg zu beendigen, wollte man ihm die Grenzen von Campo Formio und Luneville lassen, innerhalb deren Frankreich im Grunde mächtiger war, als in dem unnatürlich angeschwollenen Gebiete der letzten Zeiten des Kaiserreichs. In

jedem Falle konnte von diesen Grenzen aus nach kurzer Ruhe und Sammlung das alte Uebergewicht in Europa leicht wieder errungen werden; Deutschland mit seinen bunten souveränen Gruppen blieb auf ewig machtlos gegenüber einem französischen Reiche, das zum Lohn für zwanzigjährige Gewalttat und Erpressung nun noch ein großes Stück deutschen Gebietes erhielt, ohne welches die Unabhängigkeit Deutschlands unmöglich war. Solche Bedingungen unter dem Eindrucke des Leipziger Gottesgerichts anzubieten, kann durch nichts entschuldigt werden, nicht einmal durch die lange Gewohnheit des Dienens und Sichbeugens unter dem Mächtigen oder durch die noch immer wirksame Furcht vor seiner Macht. Wie verlassen und verraten Deutschland war, wenn sein Schicksal den Diplomaten in die Hand gelegt ward, dafür gab dieser eine Vorgang einen wahrhaft niederschlagenden Beleg.

Die Kunde von diesen Friedensanträgen entfachte denn auch bei den deutschen Patrioten einen Sturm zornigen Unwillens. Allen voran schleuderte Arndt seine herrliche Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" in die erregten Volksmassen. Sie zeigte mit durchschlagenden Gründen und in der beredtesten Form, daß das Recht, so gut wie die Politik, die Ehre so gut wie die Treue des deutschen Namens die Wiedererwerbung des linken Rheinufers gebiete. Wenn Rückert damals in einem seiner Lieder zur Strafe für Dresden, Hamburg, Danzig die Vernichtung von Paris forderte, oder wenn ein anderer Dichter der Freiheitskriege sang:

Mir stand vorm Blick als letztes Ziel
Der doppelte Triumph:
Das Räubernest der Flamme Spiel,
Des Räubers Haupt vom Rumpf!

so war das nur der starke, aber treue Ausdruck der Entrüstung, die in Millionen über den schmachvollen Verrat der Frankfurter Diplomaten — „Schufte" nannte sie Blücher — aufgeflammt war.

Das drohende Unheil dieses faulen Friedens wandte zum Glück Napoleon selbst in der trotzigen Unabhängigkeit seines Hochmuts ab. Wen Gott verderben will, dem raubt er den Verstand. Die Antwort des französischen Kaisers lautete

unbestimmt und ausweichend; neue Rüstungen und Konskriptionen — eine halbe Million! — gaben Zeugnis, daß der Stolz des verblendeten Mannes noch immer nicht gebrochen war, daß er noch immer an der Idee eines abendländischen Weltreiches festhielt, das Glück der Schlachten abermals versuchen wollte. Und jetzt kam auch Stein, den die österreichischen Staatsmänner bisher in Leipzig vorsichtig zurückgehalten hatten, nach Frankfurt (13. November). Schon einmal, im Februar 1813, als es galt, den zaudernden Preußenkönig auf die Seite Rußlands und damit zum Losschlagen gegen Napoleon zu bringen, hatte des großen Patrioten persönliches Eingreifen die günstige Entscheidung gebracht; auch jetzt verstärkte er die zürnende Opposition Blüchers und Gneisenaus und bestimmte den Zaren, seine Bedenken aufzugeben und für die ungesäumte Weiterführung des Krieges einzutreten. Und nunmehr schloß auch England sich dem russischen Widerspruch an. Als sich hinterher Napoleon bereit erklärte, die Vorschläge der Alliierten anzunehmen — freilich unter dem Vorbehalte, daß die Kleinstaaten Deutschlands und Italiens keiner Oberherrlichkeit irgendwelcher Art unterworfen werden sollten —, da war im Hauptquartier bereits der Entschluß gefaßt, zwar die Unterhandlungen nicht abzubrechen, doch gleichzeitig den Krieg weiterzuführen. Damit hatte Stein gewonnenes Spiel; denn jeder neue Waffenerfolg der Verbündeten mußte unvermeidlich die Friedensbedingungen verschärfen. Die Zuversicht wuchs von Tag zu Tag, und bald galt es ohne förmliche Abrede als ausgemachte Sache, daß man nunmehr mindestens einen Teil des linken Ufers, etwa die Grenzen von 1792, zurückfordern werde. Die Kriegspartei triumphierte. Als Blücher in Frankfurt von dem Staatskanzler Hardenberg Abschied nahm, sagte er auf die Frage: „Wo werden wir uns wiedersehen?“ mit seinem fröhlichsten Lachen: „Im Palais Royal!“

Die ersten Kämpfe in Frankreich im Januar und Februar 1814

In der Neujahrsnacht 1813/14 setzte Blücher zwischen Mannheim und Koblenz an verschiedenen Orten mit seiner schlesischen Armee über den Rhein. „Es war an einem klaren Wintermorgen" — erzählt einer der Offiziere des schlesischen Hauptquartiers, Karl von Raumer — „da ich allein mit meinem Burschen von Frankfurt nach Wiesbaden ritt. Am folgenden Morgen, am letzten Tage des großen Jahres 1813, ritt das Blüchersche Hauptquartier von Wiesbaden das Gebirge hinan, ein weiter Nebel bedeckte das Rheintal. Wir kamen nach Schlangenbad, von da ab führte der Weg über wüstes, winterliches Schiefergebirge. Abends erreichten wir den Engpaß, welcher von Weisel nach Caub hinunterführt. Wäre das tiefe Geheimnis der Punkte, an welchen die Verbündeten über den Rhein gehen wollten, nicht aufs treueste bewahrt worden, so hätten uns die Franzosen vom linken Rheinufer aus mit wenigen Kanonen beim Herabsteigen nach Caub zusammenschmettern können. Nie werde ich die Neujahrsnacht in Caub vergessen. Wir gingen an den Rhein. Seit 1802 hatte ich den herrlichen Strom oft besucht, seit dem Jahre, da Friedrich Schlegel jene Klage dichtete, die mit den Worten beginnt:

Du freundlich ernste, starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh, die Tränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren.

Wie oft habe ich mit schwerem Herzen diese Worte der Klage mir wiederholt! Zuletzt noch, als ich im Jahre 1809 zurück von Paris nach Köln kam, damals, als Oesterreich unterlag, Schill gefallen war und die letzte Hoffnung Deutschlands zu schwinden schien. Wie hatte sich aber jetzt in der Zeit eines Jahres die Welt verwandelt. Dem langen, tiefsten Schmerz war eine unermeßliche Freude gefolgt, es war uns wie den Träumenden; doch die blutigen Freiheitsschlachten waren wahrscheinlich kein Traum. Hier standen wir an der von Napoleon gezogenen Grenze Deutschlands.

Eine Anzahl befreundeter Kampfgenossen traf in Caub zusammen. Wir saßen beim Rheinwein, während in der kalten, sternhellen Nacht die Pontonbrücke geschlagen ward. Unsere Gespräche wandten sich bald zur Vergangenheit, zu den qualvollen sieben Jahren, die wir seit der Schlacht bei Jena unter Napoleon in grimmiger Trauer zugebracht, und zu den großen Ereignissen des letzten Jahres; jeder erzählte, was er erlebt hatte. Dann aber richteten wir froh die Augen in die Zukunft. Alle waren des festen Glaubens, daß wir Paris erobern würden und zwar in nicht gar langer Zeit; unter der Führung Blüchers, Gneisenaus und Yorcks werde es im Sturmschritt vorwärts gehen.

Unter solchen Gesprächen blieben wir zusammen bis nach Mitternacht, da 200 Füsiliere, von Graf Brandenburg geführt, in möglichster Stille über den Rhein setzten. Aber beim Landen begrüßten sie das linke Rheinufer mit Hurrageschrei. Wir hofften, am Neujahrstage 1814 alle den Strom zu überschreiten. Die Pontonbrücke ging am rechteu Ufer zunächst nach der Rheininsel, auf welcher die alte, wunderliche Pfalz steht; von der Insel war eine zweite Brücke hinüber auf das linke Rheinufer geschlagen Aber der gewaltige Strom sprengte diese zweite Brücke; darum wurden den ganzen Tag Truppen auf Kähnen übergesetzt, unter Hurrarufen und Feldmusik. Erst am 2. Januar war die Brücke wieder hergestellt und nun erfolgte der Uebergang der übrigen Truppen. Unser Marsch ging über Stromberg, Kreuznach, Lauterecken und St. Wendel nach Saarbrücken. Meist hatten wir Schlackerwetter und böse Wege, doch waren die Truppen guten Muts! Einmal ritten wir, es

war in der Nähe von Lauterecken, neben einer Infanterie. General Gneisenau fragte: ‚Kinder, wie geht's?' — ‚Sonst wohl gut,' war die Antwort, ‚kämen wir nur nicht immer so spät ins Quartier.' — ‚Nun', sagte Gneisenau, ‚vor Tische kommt Ihr doch, das fehlt nicht.' — ‚Jawohl', sagten sie und lachten herzlich."

Als General St. Priest mit seinen Russen in Koblenz einzog und als er neben der Kastorkirche den neuen Brunnen sah mit der prahlerischen Inschrift zu Ehren der Einnahme von Moskau, ließ er vergnüglich sein „Gesehen und genehmigt" darunter schreiben.

Ohne ernsten Widerstand zu finden, marschierte das schlesische Heer durch Lothringen. Die mit Rekruten schwach bemannten Festungen konnten, wie Gneisenau vorausgesagt, den Verbündeten nicht gefährlich werden. Am 18. Januar kam Blücher nach Nancy. „Beim Einzug in die Stadt", — erzählt Karl v. Raumer — „sollten wir uns etwas herausputzen, allein nur sehr wenigen gelang es, wir übrigen trugen gröbliche Spuren von Wetter und Wegen. Der Magistrat empfing den Feldmarschall mit einer feierlichen Deputation und Anrede, er antwortete, die Verbündeten kämen, um Frankreich vom Despotismus zu befreien; zur Erleichterung der Einwohner schaffe er in den eroberten Departements die Salzauflage und andere drückende Steuern ab. Es war noch nicht sechs Jahre her, daß ich im September 1808 durch Nancy kam. Damals war man beschäftigt, Zelte zu bauen, um einem Teil der großen Armee, den Siegern von Jena, die von Preußen nach Spanien zogen, ein Fest zu geben. Und zur Verherrlichung dieses Festes diente eine bedeutende Zahl preußischer Gefangener in allen möglichen, ganz abgetragenen Uniformen, zum Teil ältere Offiziere mit dem Orden pour le mérite, welche in schmerzlichster Niedergeschlagenheit umherschlichen. Es war ein herzzerreißender Anblick. Ueber Toul, Vaucouleurs, Gondrecourt und Joinville gingen wir nach Brienne, wo wir den 27. Januar eintrafen, ohne bis dahin einen Feind gesehen zu haben; denn die wenigen Schüsse, welche bei Caub fielen, verdienen kaum Erwähnung.

Auf der Kriegsschule von Brienne hatte Napoleon bekanntlich seine kriegerische Bildung erhalten, hier war es, wo er uns am 29. Januar wieder persönlich entgegentrat. Das Schloß Brienne liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuß sich das Städtchen Brienne hinzieht. Der Feldmarschall ließ es durch einen russischen General besetzen, dessen Korps hier den linken, an den Schloßberg angelehnten Flügel des schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterem Flügel begab sich nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse vier Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen acht Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum und an der linken Seite des Berges zum Schlosse hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau gingen in das Schloß, der Kommandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg, mit einem andern Offizier — irre ich nicht, so hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte schwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schlosses steht abgesondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter diesem von versteckten Feinden Schüsse in die Schloßfenster hinein. Blücher und Gneisenau, deren Pferde glücklicherweise noch zur Hand waren, warfen sich sogleich auf dieselben; Graf Schwerin, dessen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müssen, wofern der Leutnant Grisler ihm nicht das seinige abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gittertor führt, um sich zu den russischen Truppen zu begeben. Glücklicherweise erkannte man durch das Gitter hindurch französische Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; schweigend und still wandte man sich rechts und gewann das Freie. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher auch in der Meinung, Brienne sei von den Russen besetzt, hineinritt; sein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geschossen und der General entkam mit Mühe. Das Rätsel löste sich so:

Der Russe war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen, der Offizier, welcher dies dem Feldmarschall melden sollte, verfehlte ihn, Hardenberg und sein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem sie wohlwollend zu Hilfe eilten, von den Franzosen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeschlichen, sie schossen in die Schloßfenster und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlassen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. General Gneisenau trug mir auf, in einem ganz nahen Dorfe für den Feldmarschall Quartier zu machen. Es gelang mir kaum, ein leidliches Unterkommen für ihn za finden, geschweige denn für mich selbst. Zuletzt quartierte ich mich in eine ziemlich große Bauernstube ein, auf deren Fußboden russische Verwundete dicht nebeneinander lagen. Zum Glück entdeckte ich einen sehr großen Wandschrank, in welchem ich mein Nachtlager nahm."

Das blutige und hartnäckige Treffen bei Brienne, das Blücher allein mit der preußisch-russischen Armee dem aus Paris herbeigeeilten französischen Kaiser lieferte, blieb zwar unfruchtbar und ohne Entscheidung. Indessen war aber Schwarzenberg mit der Hauptarmee durch die Schweiz, der man die geforderte Neutralität nicht zugestanden, dem südöstlichen Frankreich zugezogen in der Absicht, das Plateau von Langres zu gewinnen, und ein zweites preußisches Heer unter Bülow rückte nach dem Niederrhein vor, um Holland zu befreien und die Rückkehr des Erbstatthalters zu bewirken. Die Pyrenäen wurden von den Engländern überschritten, das Königreich Italien von Oesterreich und von dem mit Napoleon entzweiten Murat bedroht. Wie sollte Napoleon, dem um diese Zeit nur eine schlagfertige Armee von 150 000 Mann zu Gebote stand, diese überlegenen Heeresmassen abwehren können? Bernadotte, der sich als Vermittler zwischen Frankreich und Europa drängte, suchte sich durch Schonung die Gunst seiner Landsleute zu gewinnen, um vielleicht durch dieselben Mittel, die ihm die Krone von Schweden verschafft, sich den Weg zum französischen Thron zu bahnen, zog sich aber durch dieses zweideutige Verhalten das Mißtrauen der Verbündeten immer

mehr zu. Im deutschen Heere hatte man ja schon seit den Tagen von Großbeeren kein Vertrauen zu dem ehemaligen französischen Marschall. In der Champagne trafen die Truppen Blüchers und Schwarzenbergs zusammen. So viel kostbare Zeit auch durch Bedenklichkeiten und Meinungsverschiedenheiten im Lager der Verbündeten zu Langres vergeudet ward, so ließ doch der Anfang eines Feldzugs einen baldigen glücklichen Ausgang erwarten.

Ende Januar vereinigten sich die Oesterreicher und die Truppen der ehemaligen Rheinbundstaaten mit Blüchers Heer. Ungefähr in der Mitte zwischen Brienne und den Höhen von Trannes, wohin sich Blücher zurückgezogen, bei dem Dorfe La Rothière und auf dessen Seiten, hatte der französische Kaiser am 31. Januar seine Aufstellung genommen. Es waren im ganzen gegen 40 000 Mann, eine Macht, die nicht hinreichte, das weitläufige Terrain zu verteidigen. Als der Morgen des 1. Februar anbrach und nach reichlichem Regen ein Nachtfrost die Schwierigkeiten der Bewegungen noch steigerte und dichtes Schneegestöber allen Ueberblick hemmte, traf Napoleon Anstalten zum Rückzug. Da kam aber die Meldung, daß der Feind schon zum Angriff heranrückte. Um Mittag setzte sich Blücher zur Schlacht in Bewegung. Die Mitte seiner Linie bildete Sacken, dem Olsufiews Division und die Reiterkorps von Wassilschikoff und Pahlen folgten; ihre Richtung ging auf La Rothière. Zur Linken wandten sich die Oesterreicher unter Gyulai gegen Dienville, aus dem Walde zur Rechten rückte der Kronprinz von Württemberg vor, noch weiter rechts näherte sich Wrede; Rajewskis Grenadiere und die Kürassiere standen bei Trannes als Reserve.

Sackens Artillerie begann den Kampf im Zentrum; unter dichtem Schneegestöber ging sie auf dem fast ungangbaren Boden vor und eröffnete ihr Feuer gegen La Rothière. Am Abend war ein vollständiger Sieg erfochten. Ein großer Teil des französischen Heeres floh in wüster Verwirrung; wurde der Sieg von der Uebermacht der Verbündeten recht benutzt, so konnten die Geschlagenen der Vernichtung nicht entgehen. Sacken schrieb triumphierend: „An diesem denkwürdigen Tage hört Napoleon auf, ein gefährlicher Feind der menschlichen

Gesellschaft zu sein". Zum ersten Male hatte der Marschall Vorwärts in offener Feldschlacht selbständig dem Imperator gegenüber gestanden, zum ersten Male seit Jahrhunderten war das stolze Frankreich auf seinem eigenen Boden in einer ernsten Schlacht besiegt. Gewaltig war der Eindruck bei Freund und Feind. Napoleon selber gab für jetzt das Spiel verloren und bevollmächtigte seinen Unterhändler in Chatillon, Caulaincourt, um jeden Preis die Hauptstadt zu retten und den Frieden abzuschließen; freilich sah er in einem solchen Vertrage, wie er seinem Bruder Joseph schrieb, nur eine Kapitulation und nahm sich vor, nach zwei Jahren den Krieg von neuem zu beginnen.

Blüchers Ahnung erfüllte sich, „daß man den Tyrannen aus Rücksichten zu wohlfeil loslassen werde". Er hatte schon am Abend vor dem Brienner Kampfe an Vincke die klassischen Worte geschrieben: „wihr guht gesinnten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert neuere Projecte; soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen Dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Aehnlich hat er sich damals auch mündlich im Hauptquartier ausgesprochen, allein es standen seiner Meinung mächtige Einflüsse entgegen. Ein großer Kriegsrat, der sich am 2. Februar zu Brienne versammelte, zeigte die Lage in ihrem wahren Lichte. Oesterreich focht dort offen für den Frieden; die meisten anderen neigten wenigstens dahin. Nur Alexander und aus seiner Umgebung Stein und Pozzo di Borgo (von Geburt Korse, später Verfechter der bourbonischen Dynastie seit dem Wiener Kongreß zu Ende 1814), im Einverständnis mit den meisten preußischen Feldherren, vertraten entschieden die entgegengesetzte Meinung. Es schien einen Augenblick in der Tat zweifelhaft, ob man nach dem ersten Siege nicht das Schwert in die Scheide stecken werde; daß die Benützung des Sieges unvollkommen blieb, war schon gewiß. In diesem Widerstreit der Meinungen kam man auf einen

seltsamen Ausweg. Noch ward zwar die Fortsetzung des Krieges vorerst beliebt, allein zugleich die Trennung der Armeen beschlossen. Während Schwarzenberg mit dem großen Heer den Spuren Napoleons folgte, sollte es Blücher erlaubt sein, mit Sackens Korps und Olsufiews Infanterie sich der Marne zu nähern und dort die Preußen unter Yorck und Kleist neben dem von Langeron verfügbar gewordenen Infanteriekorps von Kapczewitsch an sich zu ziehen. Das brachte die Macht des Feldmarschalls auf 50—60 000 Mann. Er und Schwarzenberg sollten dann getrennt gegen Paris operieren und sich im Fall der Not gegenseitig Unterstützung leisten. So ließ man den Feind entschlüpfen und gönnte ihm Zeit, sich zu erholen und zu verstärken. Indem man sich teilte, gab man ihm den erwünschten Anlaß, mit seiner geringeren Macht auf die getrennten Heere zu fallen und sie einzeln zu schlagen. Der Dualismus, der das Hauptquartier der Koalition politisch schied, kam auch militärisch zur Geltung. Dem einen Oberbefehl, der rastlos zum Angriff drängte und den Krieg mit äußerster Anstrengung zu führen entschlossen war, stand ein anderes, friedliebendes und zauderndes Kommando gegenüber, das seine Eingebungen aus dem österreichischen Kabinett empfing. Es ließ sich wohl voraussehen, daß dies letztere Kommando, das zudem über die größere Masse gebot, keine Gelegenheit versäumen werde, sich der kühnen und raschen Aktion des ersten dämpfend entgegenzustellen.

Blücher setzte sich ungesäumt gegen Chalons in Marsch, um sich mit Yorck, Kleist und Kapczewitsch zu vereinigen. Wohlgemut zog der Alte seines Weges über die kahle, baumlose Hochfläche der Champagne, die im Norden von den rebenreichen weißen Kreidefelsen des Marnetals, im Süden von den lieblichen Hügeln der Seine begrenzt wird. Der Wind pfiff schneidend über das offene Land, der Regen strömte hernieder; mühselig wateten die Truppen durch jene berüchtigten Schlammwege der Champagne pouilleuse, die bei den älteren Offizieren noch vom Jahre 1792 in üblem Andenken standen. Nachher trat hartes Frostwetter ein und zwang die Soldaten, die von den Bauern verlassenen Häuser und Scheunen anzuzünden, wenn sie sich nur irgend wärmen wollten in dem holzarmen Lande. Ein

Unstern hatte die Armee gerade in den häßlichsten Teil des schönen Frankreichs verschlagen; die Preußen meinten, neben diesen öden Flächen erscheine die grüne Ebene der Mark wie ein Garten, sie spotteten über die höhlenartigen, unwohnlichen Häuser mit den gepflasterten Stuben und den rauchenden Kaminen. Doch ihr Sinn blieb fröhlich; sie wußten, daß der sieggewohnte Alte sie geradewegs nach der Hauptstadt führte, zum glücklichen Ende aller Leiden und Kämpfe.

Sodann brach Yorck mit seinen Reitern bei La Chaussee (3. Februar) in die Marschkolonnen des Macdonaldschen Korps ein und die Soldaten erzählten sich noch lange, wie die Eisenreiter der napoleonischen Kürassier- und Karabiniers-Regimenter dem Angriffe der leichten brandenburgischen Husaren nicht hatten widerstehen können, wie dann die Litauer und die Landwehrreiter den gefürchteten Weißmänteln, den polnischen Lanciers, der besten Reitertruppe Napoleons, die Standarte abgenommen hatten. Die Franzosen wichen auf Chalons zurück.

Dorthin folgte am anderen Tage das Korps von Yorck. Aber des Platzes selbst, den Macdonald mit seinem Korps besetzt hielt, vermochte man so rasch nicht Meister zu werden. Die tapferen Leute Yorcks hatten in den Vorstädten große Vorräte von dem süßen Schaumwein des Landes gefunden und lagerten, vom Rausche überwältigt, ziemlich sorglos an der feindlichen Linie. Ein Sturm auf die Stadt schien Yorck doch ein zu hoher Preis, er versuchte es am Abend mit einem Bombardement, das auf die Einwohner wenigstens den Eindruck nicht verfehlte. In der Nacht kam mit Macdonald ein Abkommen zustande, wonach die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Am Morgen (5. Februar) räumte der französische Marschall die Stadt und zog sich auf Epernay zurück. Auch Vitry ward von der französischen Besatzung verlassen.

Die einzelnen Korps der Blücherschen Armee zogen, weit von einander getrennt, westwärts. Gneisenau hatte, wie Treitschke berichtet, nichts getan, um die linke Flanke zu sichern; war doch mit Schwarzenberg verabredet, daß Wittgensteins Korps die Verbindung zwischen den beiden Armeen unterhalten, den weiten Raum zwischen dem rechten Seineufer und der Marsch-

linie der Schlesier decken sollte. Der Oberfeldherr aber hielt sein Versprechen nicht, sondern wendete sich nach langsamen Märschen und wiederholter Rast südwärts auf das linke Seineufer, so daß zwischen seinem und Blüchers Heere eine weite Lücke offen blieb. Ein geheimer Befehl seines Monarchen zwang ihn dann am 13. Februar, auf dem linken Ufer der Seine zu verbleiben, ein Befehl, der dem Erfolge nach einem Verrate gleichkam; der gute Kaiser Franz, dessen Eigenheiten die britischen Staatsmänner bewunderten, wollte verhindern, daß ein Sieg der vereinigten Armeen die schwebenden Friedensverhandlungen störe.

Wie durch ein Wunder sah sich Napoleon gerettet! Mit Heftigkeit stürmt er wider die in einzelnen Abteilungen auf durchweichten, fast ungangbaren Wegen gen Paris losrückenden preußisch-russischen Armeekorps unter den Generälen Yorck und Sacken, schlägt sie, wie einst das österreichische Donauheer im Jahre 1809, getrennt und überrascht, innerhalb fünf Tagen in fünf glücklichen Treffen bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps (10.—15. Februar) und zwingt sie zum Rückzug. Nach diesen Erfolgen, die dem besten Teil der feindlichen Heeresmassen einen Verlust von 15 000 Mann und 50 Geschützen brachten, wendet sich der kaiserliche Feldherr mit Blitzesschnelle gegen die Hauptarmee unter Schwarzenberg und nötigt auch diese durch die Siege von Nangis und Montereau (17. und 18. Februar) über Wittgenstein und den Kronprinzen von Württemberg zur Rückkehr nach Troyes.

Diese Vorgänge wirkten nicht nur ermutigend auf das französische Volk und Heer und weckten von neuem den Glauben an Napoleons Glückstern; sie machten auch auf die Verbündeten, die auf einen raschen Siegeszug nach der Hauptstadt gerechnet hatten, solchen Eindruck, daß es bei den neuen Friedensunterhandlungen, die in Chatillon eröffnet worden waren, dem Kaiser nicht schwer gefallen wäre, sich im Besitz des französischen Thrones zu erhalten, wenn er auf die übrigen mit Frankreich verbundenen oder von seinen Verwandten beherrschten Länder verzichtet hätte. Die allgemeine Furcht vor einer Volkserhebung in Frankreich, die Abneigung Alexanders gegen die Bourbonen,

die er einst aus Kurland verwiesen, die Rücksichten der Oesterreicher für den Schwiegersohn ihres Kaisers, legten ein großes Gewicht in die Wagschale der Friedenspartei. Selbst in der preußischen Diplomatie hörte man warnende Stimmen, daß man das Schicksal nicht herausfordern, die Götter nicht versuchen solle. In der Umgebung des Oberfeldherrn redete man einem Waffenstillstand, ja einem Rückzug nach Langres oder selbst nach dem Rhein das Wort. Sogar der englische Premierminister Castlereagh, der sich im Hauptquartier der Verbündeten eingefunden, schien nicht abgeneigt, sich unter solchen Bedingungen noch einmal „mit dem Unverträglichen zu vertragen".

Aber die mit jeder günstigen Wendung gesteigerten Forderungen Napoleons, die beschränkten Vollmachten seines Diplomaten Caulaincourt und seine eigenen zweideutigen und unbestimmten Erklärungen im Geiste der bekannten diplomatischen Trugkünste, verzögerten den Abschluß eines definitiven Abkommens. Die Verbündeten verlangten Herstellung der Grenzen von 1792, Napoleon bestand auf einer Ausdehnung bis zum Rhein, bis zu den „natürlichen Grenzen". Er glaubte es der Nation schuldig zu sein, Frankreich nicht kleiner aus den Händen der alliierten Mächte zurückzunehmen, als er es im Jahre 1799 empfangen.

Der Versuch des Imperators, eine Spaltung unter den Gegnern zu erzeugen, indem er in einem eigenhändigen Schreiben (21. Februar) den Kaiser Franz zum Aufgeben eines Kampfes zu bewegen suchte, der gegen das Interesse des österreichischen Hauses und Reiches sei, hatte keinen Erfolg. Metternich hatte schon früher an Caulaincourt geschrieben: „Wenn eine beklagenswerte Verblendung Ihren Herrn taub machen sollte gegen den einmütigen Wunsch seines Volkes und Europas, so wird der Kaiser von Oesterreich zwar das Schicksal seiner Tochter beklagen, aber darum den Zug seiner Armeen nicht aufhalten."

Jetzt erneuerten die Verbündeten in dem Vertrag von Chaumont den Beschluß (1. März), nur einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und zu dem Zwecke bis zum Ende des Krieges ihre Heere kampfbereit zu halten. Dadurch

wurden die Vorschläge der Friedenspartei vereitelt und die Abmachungen so lange hinausgezogen, bis Blücher, Napoleons unversöhnlichster Feind, sich von den unglücklichen Treffen wieder erholt, durch Herbeiziehung der Nordarmee unter Bülow und Winzingerode seine Streitkräfte gestärkt und von Alexander und Friedrich Wilhelm zum Vorwärtsgehen auf eigene Hand ermächtigt, bei Craonne und Laon über das geschwächte französische Heer neue Vorteile errungen hatte.

Die letzten Kämpfe in Frankreich 1814 und der Einzug in Paris

Im Vertrag von Chaumont hatten sich die Verbündeten bekanntlich untereinander dahin verpflichtet, gegen Napoleon nur einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und zu dem Zwecke bis zu Ende des Krieges ihre Heere kampfbereit zu halten. Dadurch wurden die Vorschläge der Friedenspartei vereitelt und die Abmachungen so lange hinausgezogen, bis Blücher, Napoleons unversöhnlichster Feind, sich von den unglücklichen Treffen bei Champaubert, Montmiral, Chateau-Thierry und Vauchamps wieder erholt, durch Herbeiziehung der Nordarmee aus Holland und Belgien unter Bülow und dem Russen Winzingerode seine Streitkräfte gestärkt und von Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm zum Vorwärtsgehen auf eigene Hand ermächtigt (9., 19. März 1814), bei Craonne und Laon über das geschwächte französische Heer neue Vorteile errungen hatte. Napoleon hatte die Russen bei Craonne, allerdings unter furchtbaren Verlusten, zum Rückzuge genötigt und schritt am nebeligen Morgen des 9. März durch die sumpfigen Niederungen der Lette zum Angriff vor gegen die Felsenstadt Laon, dem Stützpunkt des Blücherschen Heeres. Der Schlachttag verlief ohne Entscheidung. Am späten Abend erst warfen sich York und Kleist auf Marmonts Korps, den rechten Flügel des Feindes, und hier, bei Athis, entspann sich jenes schaurige Nachtgefecht, das den Preußen nach so vielen Mißerfolgen wieder die erste Siegesfreude schenkte. Zuerst führte Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, seine ostpreußischen Bataillone

im Sturmschritt, bei rauschender Feldmusik, alles niederschmetternd durch das Dorf und darüber hinaus; dann räumten die Litauer, Sohrs brandenburgische Husaren und die schwarzen Reiter mit den Totenköpfen unter den erschreckten Feinden auf. Das ganze Korps ward zersprengt, ließ fünfunddreißig Geschütze in den Händen der Sieger. Am nächsten Morgen schien das Schicksal des Imperators entschieden.

„Das Hauptquartier" — berichtet der Teilnehmer an der Schlacht bei Laon, Karl von Raumer — „war an diesem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Die Kanonen, welche uns dort begrüßten, zogen manchen Streifen in den Schnee. Die Generale saßen in dieser seltsamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneisenau gesellten sich Bülow und der Chef seines Generalstabs, Oberst Boyen. Diese letzteren sah ich hier zum ersten Male: Bülow hatte ein sehr bescheidenes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Komponisten von Psalmen — er komponierte Motetten, eine Messe und Psalmen — erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Neys im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns hinaufdrangen, sagte der General ganz gelassen: ‚Bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ich's heute auch.' Der Feldmarschall war in dieser Zeit krank, besonders litt er sehr an den Augen. Am ersten Schlachttage war er noch einige Stunden zu Pferde. Von Laon bis Paris mußte Blücher in einem Wagen fahren. Später vermochte nur sein treuer Waffengefährte und Chef seines Generalstabes, der General von Gneisenau, in den bewußteren Augenblicken seines Feldherrn dessen Entschließungen an seinem Schmerzenslager entgegenzunehmen. Dieses Verhältnis mußte bei einer Armee, die aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt war, um so mehr, da keine Bestimmung über die Fortführung des Oberkommandos vorlag, in dem Augenblick, wo die Armee sich im Kampfe mit Napoleon befand, von größtem Einfluß werden. Wer die höchst wichtige Rolle kennt, die Gneisenau als Chef des Blücherschen Generalstabes spielte, begreift es doch nicht,

warum Napoleon nach der Schlacht nicht energischer verfolgt wurde, warum alles etwas langsam ging. Wie hoch Gneisenau eine solche Verfolgung anschlug und mit welchem Ungestüm er sie auszuführen verstand, das hat er in der Nacht der Schlacht von Belle Alliance gezeigt.

Als ich einige Jahre nach dem Kriege den General Gneisenau in Erdmannsdorf besuchte, kam das Gespräch auf den Krieg von 1813 und 1814. Ich gestand ihm, daß wir oft gar zu gerne in die Geheimnisse der Operationen hineingeschaut, aber natürlich nicht entfernt daran gedacht hätten, uns eine Frage zu erlauben. Mit seiner großen Freundlichkeit erwiderte Gneisenau: ‚Nun, was hätten Sie z. B. gern wissen mögen, fragen Sie jetzt!‘ Ich erwiderte, es sei uns nach der Schlacht von Laon alles sehr unheimlich vorgekommen, so daß wir uns kaum recht herzlich hätten über den Sieg freuen können. Blüchers Krankheit sei es nicht allein gewesen, was uns gedrückt. — ‚Sie war es auch nicht allein‘, erwiderte Gneisenau. ‚Eines Abends brachte ich in Laon dem kranken Feldmarschall eine Order an General Yorck zur Unterschrift. Er lag im Bett. Als er unterschrieben, sende ich die Order fort, ohne sie noch einmal anzusehen. Yorck findet, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hat. Daraufhin geht er zu Kleist; ‚da sieht man's‘, sagte er zu ihm, ‚der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern. So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt, das müssen wir nicht leiden.‘ Sie dachten nun darauf, den Prinzen Wilhelm an Blüchers Stelle zu verlangen, vergaßen aber, daß hierbei das Alter des Patents entschied und beim Abtreten von Blücher ein russischer General an dessen Stelle gekommen wäre. Ich schrieb, sobald ich die Sache erfuhr, an die Monarchen und erbot mich, zurückzutreten, erhielt aber zur Antwort: ‚Ich solle bleiben.‘

Wir erwähnen diese vorstehende Erinnerung Gneisenaus, um die schwierigen Aufgaben Blüchers sogar im Kreise seiner einzelnen preußischen Generale zu kennzeichnen. Jetzt aber zeigte sich, was Blüchers gebieterischer Wille dem deutschen Heere war. Der Feldmarschall war noch erkrankt, erschöpft an Leib und Seele von den furchtbaren Aufregungen dieser

Wochen, und seit er nicht mehr befahl, erfüllte Haß und Streit das Hauptquartier. Jene Ueberfülle von schroffen, starken Charakteren, worin die Stärke des preußischen Heeres lag, wurde nun gefährlich. Weder York noch Kleist noch Bülow wollte sich dem Phantasten Gneisenau unterordnen. Der alte Groll brach wieder aus; es kam so weit, daß York die Armee zu verlassen drohte. Noch einmal rettete im neuen Ausbruch des Zwists zwischen den verbündeten Armeen den Imperator eine wunderbare Gunst des Glückes. Unverfolgt durfte er abziehen und alsbald wendete er sich wieder gegen die große Armee. Schwarzenberg hatte am 27. Februar bei Bar sur Aube ein Treffen mit den Franzosen unter Oudinot gehabt. Vor dem kombinierten Korps Wredes, Wittgensteins und des Kronprinzen von Württemberg hatten die Franzosen Stadt und Tal geräumt und sich nach Vendoeuvres zurückgezogen. Schwarzenberg war nach dem Siege von Bar, statt geradezu auf Paris loszugehen oder den Imperator im Rücken zu bedrohen, wieder nach Süden ausgewichen. Nachher hatte er ein schwaches französisches Korps von der Seine gedrängt und sich wieder eine kleine Strecke nordwärts bis zur Aube vorzugehen getraut. Das Elend dieses jämmerlichen Feldzuges wollte kein Ende nehmen.

Da wendete sich plötzlich die Politik des Wiener Hofes. Am 15. März gab Caulaincourt eine bestimmte Erwiderung. Während Napoleon die Abtretung der Rheinlande endlich zugestand, die Auflösung des Rheinbundes zugab, behielt er anderseits den italienischen Königsthron seinem Stiefsohne Eugen vor. Aber der Verblendete stieß die Vorschläge seines Bevollmächtigten wieder zurück. Mit gutem Grunde sagte Gneisenau: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker." Am 18. März hatte zu Chatillon die entscheidende Konferenz der Alliierten stattgefunden. Die Vertreter der Koalition erklärten, es sei offenbar die Absicht des französischen Kaisers, Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Sie müßten daher die zu Chatillon eröffneten Verhandlungen als durch die französische Regierung beendet ansehen. Noch einmal drang Caulaincourt in seinen Herrn: er möge sich keine Illusion mehr machen, viel mehr als die

Grenzen von 1792 wäre nicht zu erlangen. Noch hatte er auf ein paar Aeußerungen Metternichs, in denen die alte Freundschaft noch nicht erloschen schien, und auf Castlereaghs Anwesenheit seine letzten Hoffnungen gebaut, allein es war zweifelhaft, ob die beiden noch imstande waren, den Waffen Halt zu gebieten, die eben jetzt zum letzten entscheidenden Gange aufgenommen wurden.

Am Tage, wo Caulaincourt Chatillon verließ, hatte Napoleon vor der vereinigten Macht Schwarzenbergs bei Arcis zurückweichen müssen. Am 20. März griff er mit 20 000 Mann nachmittags die dreifache Uebermacht der Verbündeten an. Während der Nacht erhielten die Verbündeten 30 000 Mann, die Franzosen 10 000 Mann Unterstützung. Als Napoleon die Ueberlegenheit der Gegner erkannte, trat er den Rückzug an; zögernd folgten die Verbündeten und erstürmten Arcis.

Hätte Napoleon freilich dem Ausgang der Verhandlungen zu Chatillon getraut, er wäre wohl schwerlich nach Osten gegen die Verbindungen der Gegner aufgebrochen. Vier Tage später, als die Verbündeten den Bruch der Verhandlungen öffentlich verkündigten und erläuterten, hatten ihre beiden Armeen sich die Hand gereicht und begannen den entscheidenden Marsch auf Paris.

Die Eroberung der Hauptstadt hatten die einsichtsvollsten und fähigsten Kriegsleute schon seit langem als das eigentliche Ziel aller strategischen Bewegungen bezeichnet. „Paris erobern" — hatte Gneisenau schon vor Monaten (Brienne, 28. Januar) an Schwarzenberg geschrieben — „heißt des Herzens von Frankreich sich bemächtigen. In keiner Hauptstadt irgend eines anderen Landes ist Regierung, Staatshebel und Meinung so zentralisiert, als in Paris. Alles, was eminent an Geburt, Rang, Reichtum oder Talenten ist, hat seinen eigentlichen Wohnsitz in Paris. Mit Paris hat man die Meinung von ganz Frankreich gefesselt; mit der Unterwerfung von Paris ist das ganze moralische und physische Verteidigungssystem des Feindes gelähmt. Dort mögen unsere Monarchen den Frieden gebieten, wie sie ihn zu ihrer Sicherheit bedürfen."

Die Hauptstadt war nur ungenügend geschützt; an Geld, Soldaten, Waffen herrschte bitterer Mangel und die Bevölkerung

wandte sich, wie Napoleons Bruder und Stellvertreter Joseph ihm schon lange unumwunden angekündigt, in jedem Falle dem zu, der zuerst den Frieden brachte. Dem Kaiser war diese Lage nicht verborgen, aber sein Stolz sträubte sich, die Not einzugestehen. „Das Pariser Geschwätz“, schrieb er noch am 14. März an seinen Bruder, „kümmert mich nicht, die Pariser bilden nur einen Teil des französischen Volkes, und solange ich lebe, werde ich überall Meister in Frankreich sein. Ich bin heute noch der Herr wie bei Austerlitz.“

Nach den Schlägen von Laon und Arcis zog er merkwürdigerweise nicht auf Paris. In seinen stets kühneren als einsichtigeren Plänen wollte er sich nach den östlichen Provinzen werfen, dort neue Kräfte sammeln und den Volkskrieg organisieren, wie ihn 1871 Gambetta inszenierte.

Blücher hatte indessen am 18. März sich wieder der Marne genähert, um Schwarzenberg Luft zu machen, falls ihn Napoleon mit gesamter Macht angriff. Der Vereinigung beider verbündeten Heere stand nun nichts mehr im Wege. Ungehindert überschritten Blüchers Truppen die Marne; am 23. März war seine Kavallerie auf halbem Wege zwischen Chalons und Arcis angelangt und reichte hier der vorgeschobenen Reiterei Schwarzenbergs die Hand. Stein jubelte vor Freude, als es so kam. „Das ist das Beste“ — rief er seinem russischen Freunde Turgenjew zu — „was hat kommen können. Der Kaiser (Alexander) ist jetzt Metternich und die Oesterreicher los; er wird auf Paris losgehen, wird handeln können, wie er will, er wird handeln und alles bald zu Ende sein.“

Während Napoleon durch große Reitermassen, die ihm folgten, in der Täuschung erhalten ward, die Verbündeten zögen ihm nach Osten nach, konnte ihre Hauptmacht rasch gegen Paris aufbrechen. Am 24. März traf auf einer Anhöhe nicht weit von Vitry der russische Kaiser mit dem König von Preußen und mit Schwarzenberg zusammen; im freien Felde ward die letzte Beratung gepflogen. Die beiden Monarchen waren einig; auch der Oberfeldheer zeigte sich damit einverstanden; das Ergebnis war, ohne Säumen nach Paris zu marschieren.

Aufatmend empfing Blücher die entscheidende Botschaft: „Nun heißt es nicht mehr bloß bei uns, sondern überall vorwärts!" Dort in Vitry — berichtet Treitschke — erließen die Verbündeten auch eine öffentliche Erklärung, worin sie die französische Nation geradezu aufforderten, durch ihren freien Willen dem verderblichen System des Kaisertums ein Ziel zu setzen; nur dann sei der Frieden Europas gesichert. Die letzte Brücke war abgebrochen. Selbst Kaiser Franz hatte seinen Schwiegersohn aufgegeben, er blieb in Burgund zurück, um der Entthronung nicht persönlich beiwohnen zu müssen. So ging es denn endlich westwärts, quer über die unheimlichen Schlachtfelder des Februar, und noch einmal rasten über diese blutgedüngten Gefilde alle Schrecken des Krieges, als die Division Pacthod am 25. März bei La Fère Champenoise gleichzeitig von der schlesischen und der Hauptarmee ereilt wurde. Rettungslos verloren, verschmähte der tapfere französische General die Kapitulation, die ihm Friedrich Wilhelm anbot; so blieb nichts übrig als eine grausige Schlächterei. Schaudernd sahen der König und sein Sohn Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.), wie die Kanonenkugeln durch den zusammengekeilten Menschenhaufen lange Furchen zogen und dann die Reiter mit der blanken Waffe hineinschmetterten. Ihrer viertausend ergaben sich endlich, fünftausend lagen tot am Boden. Es war ein Schauspiel der Vernichtung, wie es in prahlerischen Schlachtberichten oft geschildert, selten wirklich erlebt wird; alte wetterfeste Offiziere sah man erbleichen, wenn auf diesen Tag die Rede kam.

Napoleon blieb einige Tage in dem Wahne, daß die große Armee ihm gen Osten folge; als er endlich seinen Irrtum erkannte und in Gewaltmärschen herbeieilte, konnte er die bedrohte Hauptstadt nicht mehr rechtzeitig erreichen, das Verhängnis nicht mehr wenden.

Den Marsch der Feinde nach dem Treffen von Fère Champenoise aufzuhalten, war nicht mehr möglich. In der Nacht vom 27. auf 28. März hatten die Preußen von Blüchers Armee schon Meaux erreicht, am anderen Tage drängte ihre Vorhut bis Claye. Eine französische Abteilung unter Compans leistete tapferen Widerstand, mußte aber weichen. Auch die

Armee Schwarzenbergs war jetzt herangekommen. Blüchers Massen wandten sich rechts auf die Straße von Soissons, um Raum zu geben; ihre Stelle nahmen die ersten russischen Korps der großen Armee ein. Alexander konnte seine Ungeduld, die Hauptstadt des Gegners zu erreichen, nicht mehr bemeistern. So brach man auf und, wie es der Zar gewünscht, stand am Abend des 30. März das Große Hauptquartier in Bondy, zwei Stunden von Paris.

Napoleon zog indessen nach Osten. Noch ein Mittel der Rettung wäre für ihn vorhanden gewesen: ein Nationalkrieg und Aufruf an sein Volk. Denn im Heerlager der Verbündeten herrschte noch keine Uebereinstimmung über die künftige Staatsordnung in Frankreich; die Herstellung der Bourbonen war noch immer nicht beschlossene Sache. Wenn sich der Kaiser der Franzosen offen, wahr und warm an die Nation wandte, die Wiederherstellung bürgerlicher Freiheit zusicherte und das rege Vaterlandsgefühl zu einer allgemeinen Belebung entflammte, so konnte er den Verbündeten das Vorrücken erschweren oder unmöglich machen, die noch schwankenden Monarchen durch eine energische Kundgebung des Volkswillens für die Fortdauer der bonapartischen Dynastie günstig stimmen. Aber Napoleon hatte stets sein Vertrauen auf Bajonette gesetzt und zu lange alle bürgerliche Freiheit unter dem Glanze seines Militärdespotismus erdrückt; wie sollte er nun zu dem Volke oder dieses zu ihm Vertrauen fassen? Darum verschmähte er auch jetzt dessen Hilfe und doch hatte der heldenmütige Kampf einiger tausend Nationalgarden bei Fère-Champenoise gezeigt, welche Kraft noch im Volke war. Als der allgemein geachtete Carnot, der früher die Gunst des Mächtigen verschmäht hatte, nunmehr dem vom Glück der Schlachten verlassenen Kaiser seine Hilfe anbot, übertrug dieser ihm nicht die Hauptstadt, wo er am erfolgreichsten hätte wirken können, sondern vertraute ihm die Verteidigung der Zitadelle von Antwerpen an, während des Kaisers unbeherzter und für militärische Dinge wenig befähigter Bruder Joseph den Oberbefehl über die Nationalgarde erhielt, die wenig beliebte Kaiserin (l'Autrichienne!) an die Spitze der Regentschaft gestellt ward und Männer von zweifelhafter Fähigkeit oder Treue die wichtigsten Posten bekleideten.

Im Osten hatte Napoleon von Vitry die Nachrichten erhalten, die alles Gefürchtete bestätigten: den Rückzug der Marschälle, die Niederlage bei Fère Champenoise und den Marsch auf Paris. Noch am 27. März brach er auf; Märsche von beispielloser Schnelligkeit sollten die verlorenen Stunden ersetzen. Rastlos trieb und drängte er; allein er kam zu spät, um Paris zu retten. Den Truppen ward zwar das Aeußerste zugemutet, aber sie waren doch erst eine Strecke über Troyes hinausgekommen an dem Tage, wo der Kampf um die Hauptstadt schon entbrannt war. In fieberhafter Ungeduld war der Kaiser den Seinen vorausgeeilt, um über Sens und Fontainebleau Paris zu erreichen. Es war gegen Mitternacht (30. März), als er der Stadt bis auf wenige Stunden nahegekommen war und schon die Wachtfeuer der Gegner erblickte; aber hier sank auch die letzte schwankende Hoffnung zu Boden. Der Kampf vor den Mauern von Paris hatte bereits unglücklich geendet; eben jetzt ward die Kapitulation unterzeichnet, die den Verbündeten am kommenden Morgen die Tore der Hauptstadt öffnete.

Napoleons Bruder Joseph hatte schon wochenlang vorher eine solche Wendung vorausgesagt. „Die Dinge sind stärker als die Menschen, darum, wenn Sie Frieden schließen können, schließen Sie ihn um jeden Preis; können Sie es nicht, so müssen Sie entschlossen zur rechten Stunde untergehen, wie der letzte Kaiser von Byzanz." Gegenüber der Besonnenheit Josephs muteten die Antworten Napoleons an wie hohle Theatralik. „Wenn es dazu kommt (zum Fall von Paris), so werde ich nicht mehr sein; es wird sich da nicht mehr um meine Person handeln. Ich wiederhole es, Paris wird nie besetzt werden, solange ich lebe; ich darf wohl fordern, daß die mir glauben, die mich hören." „Verlasse meinen Sohn nicht," hatte er noch vierzehn Tage vor der Uebergabe geschrieben, „und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Los des Astyanax (Sohn Hektors und der Andromache) nach Trojas Fall ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen."

Der letzte Kampf um die Hauptstadt war noch hartnäckig und blutig genug, obwohl die Verteidigung fast nur von dem

Rest von Marmonts und Mortiers Truppen geführt ward. Marmont zählte 12 300, Mortier über 11 000 Mann; dazu kamen die Nationalgarden in der Stärke von 15 000 Mann. Die Verbündeten zählten etwa 100 000 Mann vor Paris. (Württemberger, Oesterreicher, Russen und Preußen). Die übrigen Anstalten zur Verteidigung von Paris, die Rüstung der Nationalgarden, die Bewaffnung, alles war mangelhaft, die Mittel erschöpft, freiwilliger Eifer und Hingebung im Volke verschwunden. Das Erscheinen der feindlichen Heere verbreitete panischen Schrecken. Marie Luise flüchtete mit dem Könige von Rom an die Loire nach Tours.

Am Morgen des 30. März rückten die verbündeten Heere an die Stadt heran: das schlesische als rechter Flügel der großen Angriffslinie ward auf der Nordseite und gegen den Montmartre hin erwartet; im Zentrum gegen die Dörfer Pantin und Romainville standen schon Rajewskis und des Prinzen Eugen Korps samt den Garden unter Barclay; als linker Flügel, gegen Vincennes und Charenton, näherte sich der Kronprinz von Württemberg, hinter ihm Gyulay mit den Oesterreichern. In der Mitte hatte Prinz Eugen Pantin besetzt und den Rand des Plateaus erstiegen, auf dem Romainville liegt; hier leistete ihm aber Marmont heftigen Widerstand, bis nach einem Kampfe von mehreren Stunden die Russen den Ort behaupteten und auf dem Plateau sich ausbreiteten. Bei dem Dorfe war anfangs nur eine Division zurückgelassen worden, die sich zwar, durch weitere Abteilungen Russen und Preußen verstärkt, bis gegen Mittag mit großer Ausdauer hielt, aber doch nicht allein ausreichte gegen das mörderische Kreuzfeuer, wodurch der Feind den eingehenden Winkel bei Pantin beherrschte. Den bisher geschonten preußischen Garden sollte hier Gelegenheit gegeben werden, es ihren anderen Kameraden gleichzutun. Sie erstürmten unter Oberst Alvensleben die Batterie bei Pantin, während die Russen den Bergkirchhof Père la Chaise mit der blanken Waffe nahmen. Weit später ward das Gefecht auf dem rechten Flügel der Franzosen eröffnet; der Kronprinz von Württemberg setzte sich im Walde von Vincennes fest, behauptete sich dort und drang am Nachmittage bis an das Ufer des Flusses vor. Auch die schlesische

Armee gelangte erst kurz vor Mittag zum Kampfe gegen den linken Flügel des Feindes. Wer hätte dem kranken Blücher verbieten dürfen, an solchem Ehrentage dem Sturme der Deutschen auf den „Sankt Märten" (Montmartre) beizuwohnen? Die entzündeten Augen mit einem Damenhut und Schleier bedeckt, hielt er mitten im Getümmel und sah mit an, wie seine vielgeprüften Schlesier noch einmal, wie einst bei Möckern, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kämpften. Am Nachmittage war die ganze Linie der Verbündeten im siegreichen Vorgehen: Prinz Wilhelm der Aeltere hatte bereits die Barrieren der Stadt erreicht, nahebei erstürmten Kleists Truppen mit gefälltem Bajonett den Hügel mit den fünf Windmühlen neben dem Montmartre und auf der Linken der Franzosen drangen Langerons Russen an den steilen Abhängen der Steinbrüche des Montmartre empor, bis hinauf zu den staffelförmig aufgestellten Batterien. Da sprengten Adjutanten heran, weiße Tücher in den Händen; die Schlacht war beendet. In der Mitte waren die Verteidiger immer enger an die Stadt hingedrängt worden, die beherrschenden Punkte waren in der Gewalt der Angreifer. So lag die französische Hauptstadt zu den Füßen der Heere, die sämtlich das Unrecht vergangener Tage zu rächen hatten; jeder längere Widerstand konnte furchtbare Gedanken der Vergeltung wecken und Paris der Verwüstung preisgeben. Paris mußte kapitulieren; die Stadt wurde der Großmut der Sieger empfohlen.

„Das sind unvergeßliche Momente, wie sie sich im Laufe von Jahrhunderten nicht wiederholen — nach langer Niederlage und Demütigung solch ein Triumph! Lange" — so beschreibt Treitschke das wundersame Bild — „hielten die Generale neben den Mühlen auf der Höhe und betrachteten schweigend die bezwungene Stadt; die stumpfen Türme von Notre Dame und die Kuppel des Pantheon glänzten im Abendlichte. Auch Oberst Below trabte herauf mit seinen Litauern; er mußte doch halten, was er in Tilsit versprochen und seinen Truppen die Hauptstadt des Feindes zeigen. Neunthalb Jahrhunderte waren vergangen, seit unser Kaiser Otto II. auf diesen Hügeln seine Adlerfahnen aufpflanzte und die Stadt da drunten durch die Hallelujarufe seiner Streiter schreckte; seitdem waren

Engländer und Spanier und auch einzelne Streiterhaufen deutscher Landsknechte bis in das Herz der französischen Macht eingedrungen, doch niemals wieder ein deutsches Heer. Wie furchtbar war dann das unglückliche Deutschland durch die Uebermacht und den Uebermut dieses böseſten aller Nachbarn mißhandelt worden, also daß schon der Große Kurfürst zu der Einsicht kam, nur ein Zug nach Paris könne dem Weltteil die Staatenfreiheit, das dauernde Gleichgewicht der Mächte wiedergewinnen. Nun lag das neue Rom gebändigt, eine unabsehbare Zukunft voll friedlichen Völkerglückes schien sich aufzutun vor den entzückten Blicken der kampfesmüden Welt. Glücklicher war doch niemand als jene beiden großen Deutschen, die nun glorreich erfüllt sahen, was sie sich einst auf dem Leipziger Markte in die Hand versprochen hatten. Gneisenau schrieb: ‚Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schicksal stand uns zur Seite und ließ unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen. Er schlug jeden Antrag zur Versöhnung aus und nötigte selbst diejenigen, die ihn gern gerettet hätten, Schritte zu tun, die seinen Sturz herbeiführten.‘ Blücher rief beim Blicke auf die bezwungene Stadt: ‚Louise ist gerächt!‘ Stein aber sagte in seiner wuchtigen Weise: ‚Der Mensch ist am Boden!‘“

Es war gegen elf Uhr morgens am 31. März, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden vor der Barriere eintrafen und, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Prinzen und Generalen, ihren Einzug hielten. Durch die Porte St. Martin, die noch an König Ludwigs XIV. deutsche Eroberungsfahrten erinnerte, ging der Zug unter dem rasenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen die beiden Boulevards entlang nach dem Platze Ludwigs XV. (dem jetzigen Place de la Concorde), wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit getan, und dann den breiten Weg der Elysäischen Felder entlang, wo sämtliche Garden in Parade vorbeidefilierten. Die Heldenscharen Yorcks und Kleists mußten um dieselbe Zeit um Paris herum marschieren, um eine Strecke weit entfernt Quartiere zu beziehen. „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute“, hatte Friedrich Wilhelm III. geäußert, als ihm Yorck am Tag vor der Pariser Schlacht

sein glorreiches Armeekorps präsentierte; und allerdings waren Kleidung und Aussehen, Pferde und Waffen nach einem solchen Feldzug nicht parademäßig beschaffen. Aber darum brauchte man das Zartgefühl der Pariser nicht zu schonen und denen die Freude des Einzuges zu versagen, die zum Triumphe selbst das Größte beigetragen. Indessen, selbst in diesen größten Momenten hatte der Zopf der alten Zeit seine Geltung bewahrt und es geriet beinahe schon wieder in Vergessenheit, wie und durch wen man aus der Schmach von Jena emporgehoben worden war.

Während die Sieger von Laon in kaum verhaltenem Unmut um die Barrieren der Stadt herumgezogen, hatte der Empfang der Monarchen und ihrer Garden in größtem Glanze stattgefunden. In allen Fenstern, auf den Dächern und auf den Straßen wogte die Volksmenge jauchzend auf und ab; kaum konnten die Soldaten sich Raum schaffen. Aus den Fenstern wehten weiße Tücher und ein Lilienregen fiel aus allen Stockwerken auf die siegreichen Feinde. Allenthalben vernahm man den Ruf: „Vivent nos libérateurs! Vivent Alexandre et Frédéric Guillaume! Vivent les alliés!“

„Es war ein solcher Jubel“, berichtet uns ein Augenzeuge vom Einzug, „daß ein mit den Ereignissen Unbekannter unmöglich hätte glauben können, daß dies der Einzug feindlicher Armeen in eine eroberte Stadt sei.“ Dem folgten in den nächsten Tagen auf den Straßen und in Theatern Ovationen für die Fremden und komödienhafte Ausbrüche des Hasses gegen den niedergeworfenen Imperator in solchem Uebermaß, daß die Sieger selbst sich über „die gallische Unzucht“ empörten.

Mit Recht bezeichnet Häusser diesen theatralischen Ueberschwall als feile und wertlose Huldigung des Augenblicks und als Aeußerung der angeborenen Leichtfertigkeit dieses Volkes, allein es sprach sich doch zugleich ein gewisses Gefühl aus: der Ueberdruß an der napoleonischen Herrschaft und der Mangel jeder wahren Opferbereitschaft für sie. Und wer wollte behaupten, daß es der gefallene Imperator um dieses Volk besser verdient hatte? Wohl erweckte es tiefen Ekel, wenn man sie das Idol, vor dem

man sich eben noch im Staube gekrümmt, jetzt mit Kot bewerfen sah; aber in diesen Unwürdigkeiten lag doch das Wesen der Dinge nicht. Die Nation war ermüdet von dieser Glorie und sehnte sich in ihrer tiefen Erschöpfung nach einem Regiment friedlicher und gesetzlicher Ordnungen. Die korsischen Künste schlugen jetzt ihren eigenen Meister: der Herrschaft schnöder Selbstsucht gebührte es, daß sie von der Selbstsucht der eigenen Kreaturen verraten ward.

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814

In denselben Stunden, in denen die Pariser die Rückkehr der einst mit Fluch und Hohn überschütteten Bourbonen begrüßten und den fremden Monarchen und Truppen jubelnden Beifall klatschten, kehrte Napoleon als ein verlorener Mann, dessen letztes Heer auseinanderlief, im Schlosse Fontainebleau ein, bis wohin er gekommen war, wo sich die Reste seines Heeres, noch einige 50 000 Mann, um ihn sammelten. Mit ihnen einen letzten Kampf zu versuchen, waren wohl der Kaiser selbst und auch die Soldaten bereit; aber die Führer wollten nicht mehr. Marmont schloß ein Abkommen mit den Siegern, die andern mahnten verblümt und unverblümt zur Abdankung. Die Nation, die hohen Würdenträger, die Marschälle ließen den Imperator fallen; das zusammengeschmolzene Häuflein seiner alten Soldaten war zu schwach, ihn zu halten. Talleyrand, der als Bischof des alten Frankreich, als Mitglied und Präsident der Nationalversammlung, als Minister unter dem Direktorium, Mitveranstalter des Staatsstreichs vom Brumaire und als napoleonischer Minister immer gleich trefflich obenauf geschwommen war, dazwischen während der Schreckenszeit, der in sichtbarer Stellung schließlich niemand entging, klüglicherweise Kaufmannsgeschäfte in Nordamerika gemacht hatte, übernahm nunmehr die Geschäftsleitung für die Bourbonen und begann den Staatskanzler Metternich selber, indem er dessen maßgebliche Hauptgedanken mit französisch leichter Klarheit zum „Prinzip der Legitimität" formulierte, an leitendem Einfluß bereits zu überflügeln.

Mit dem Einzug der fremden Heere in die französische Hauptstadt erreichten auch die Bourbonen und ihre Anhänger nach zwanzigjähriger Verbannung das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Strebens, die Rückkehr in die Heimat, freilich nicht durch einen Akt nationaler Erhebung und Willensäußerung, sondern durch fremde Mächte infolge unerwarteter Schicksalsschläge. Von jenen Emigranten, die einst vor der Revolution in die Nachbarlande sich geflüchtet, die durch ihr wüstes Treiben, ihre Spiel- und Streitsucht, ihre Ausschweifungen und Verschwendungen, ihr Betteln und Schuldenmachen, die ganze sittliche Verderbnis des alten Frankreich in erschreckender Weise an den Tag gelegt, die sich in allen Ländern umhergetrieben und insbesondere in der „Pfaffenstraße" am Rhein ein so trauriges Andenken hinterlassen hatten: von jener Bande war die Mehrzahl derer, die nicht zu Grunde gegangen oder gestorben waren, während der napoleonischen Zeiten mit Bewilligung oder unter Duldung der Regierung zurückgekehrt. Aber noch immer waren viele Unversöhnliche fern geblieben und hatten sich um die bourbonischen Prinzen geschart.

Der erste, der sich seit dem Tode des Sohnes des hingerichteten Ludwig XVI. als dessen jüngerer Bruder den Titel Ludwig XVIII. beigelegt hatte und von den Royalisten und Ausgewanderten als rechtmäßiger König von Frankreich geehrt ward, hatte sich nicht an den Umtrieben beteiligt, die so viele Royalisten ins Verderben gestürzt. Aus seinen wechselnden Aufenthaltsorten in Verona, Blankenburg, Mitau im Kurland (wo ihm Kaiser Paul I. von Rußland seit 1799 ein Asyl bereitet hatte) durch französische Einflüsse und Machtgebote vertrieben, fand er endlich seit 1807 in England eine Zufluchtsstätte. Als die Verbündeten 1814 in Frankreich eingedrungen waren, erließ er am 1. Februar eine Proklamation, worin er sein göttliches Thronrecht beanspruchte. Trotz seiner unkriegerischen Natur hatte Napoleon nie eine geheime Furcht und Besorgnis vor der Macht seiner Vergangenheit zu überwinden vermocht. Der Blutakt gegen den Prinzen von Enghien hatte in diesem Gefühle des Korsen seine Quelle; wir dürfen daran erinnern, daß der Kaiser mit Ludwig über die Abtretung

seiner Rechte gegen namhafte Vorteile unterhandeln ließ; das Bestreben, die royalistische Vendée durch Fürsorge und Wohltaten für die neue Ordnung zu gewinnen, die versöhnenden Schritte gegenüber der Kirche und Geistlichkeit, die Begünstigung der alten Adelsgeschlechter bei dem kaiserlichen Hofstaat, die Schläge gegen die bourbonischen Throne in Spanien und Italien, diese und andere Handlungen gingen vorzugsweise aus dem Streben hervor, den bourbonischen Sympathien die Stützen in Frankreich zu entziehen. Die alte Aristokratie hatte sich mehr und mehr von den verarmten Bourbonen abgewandt und mit den realen Verhältnissen gerechnet. Den alten Traditionen und Gesinnungen war dennoch meist der legitimistische Adel insgeheim treu geblieben. Nur wenn es Napoleon gelang, den neuen Staatsbau zu befestigen und ihm einen kaiserlichen Erben zu hinterlassen, konnte er auf eine gründliche Versöhnung der alten Adelsgeschlechter mit der bonapartistischen Dynastie zählen. Aber die neue Herrlichkeit war noch zu jung, der neue Dauphin, der König von Rom, ein vierjähriger Knabe.

Die Kaiserin Maria Louise hatte sich schon früher mit ihrem Sohne und einigen Ministern nach Blois begeben und dadurch dem schlauen Talleyrand, der alle Fäden der Intrigue in Händen hatte, das Geschäft, im Interesse der vertriebenen Königsfamilie zu wirken, wesentlich erleichtert. Der schlaue Diplomat wußte die Notwendigkeit seines Verweilens in Paris so einleuchtend darzutun, daß ihm die Mitreise nach Blois erlassen wurde. Die dortige Regentschaft war bald ohne Macht und Ansehen, als Kaiser Alexander in Talleyrands Ministerhotel seine Wohnung aufschlug und sich von den Ratschlägen des gewandten Diplomaten leiten ließ. Die während der Kaiserzeit zurückgekehrten Emigranten traten immer offener hervor und die Sehnsucht der erschöpften ermüdeten Nation nach Frieden gab dann auch schließlich den Ausschlag.

Am 2. April beschlossen der Senat von Frankreich, am 3. April das gesetzgebende Parlament die Absetzung Napoleons und seiner Dynastie; am 6. April beriefen sie Ludwigs XVI. Bruder, den Grafen von Provence, als Ludwig XVIII. aus dem Exil in England auf den

französischen Königsthron. Zugleich war eine Kommission gewählt worden, um einen Verfassungsentwurf vorzubereiten, dessen Grundbedingungen sofort in einer Adresse an das Volk verkündigt wurden. Danach sollten Senat und gesetzgebender Körper in die neue Konstitution übergehen, in der Armee alle Grade und Ruhegehalte fortdauern, die öffentliche Schuld unangetastet bleiben, der Verkauf der Nationalgüter zu rechte bestehen, kein Franzose wegen politischer Ansichten gefährdet werden, Freiheit der Religion und der Presse gewährleistet sein. In diesem Sinne war denn auch die Verfassungsurkunde entworfen, die auf Grund des Kommissionsvorschlags von dem Senate angenommen ward.

Inzwischen weilte Napoleon mit seiner Garde und seinen Getreuen, deren Zahl sich täglich verminderte, in Fontainebleau. Auf die Kunde von dem Absetzungsakte wollte er nach Paris aufbrechen: die Soldaten waren bereit, ihm zu folgen, aber die Marschälle widerrieten aus Rücksicht für ihre in der Hauptstadt sich aufhaltenden Familien. Ratlos schwankte er in seinen Vorsätzen hin und her, bis er nach den heftigsten inneren Kämpfen den Entschluß faßte, dem Throne zugunsten seines Sohnes unter der Regentschaft der Kaiserin zu entsagen. Aber es blieb ihm auch diese Wahl nicht: am 11. April verzichtete er unbedingt für sich und seine Erben auf seine Krone. Um diesen Preis gewährten dann die Verbündeten dem entthronten Kaiser, daß er seinen Titel lebenslänglich fortführe und mit einer jährlichen Rente von zwei Millionen Frank sich als Souverän auf die Insel Elba zurückziehe. Für seine Familie und seine Getreuen sollte in gleicher Weise gesorgt werden; 400 Mann von seinen Soldaten durften ihm folgen. Der Kaiserin Maria Louise wurde das Herzogtum Parma mit dem Erbrecht für ihren Sohn verliehen. Die Kaiserin Josephine und alle Glieder der bonapartistischen Familie bekamen reiche Dotationen und fürstliche Titel. Eugen Beauharnais, Napoleons Stiefsohn und Schwiegersohn König Max Josephs von Bayern, hatte von diesem das mediatisierte Herzogtum Leuchtenberg (in der Oberpfalz) und das Fürstentum Eichstätt zu Thronlehen erhalten. Seine Mutter Josephine hatte die Genugtuung, daß ihr die

fremden Monarchen in Malmaison Beweise von Teilnahme und Ehrerbietung darbrachten. Aber sie überlebte die Katastrophe ihres ehemaligen Gatten nur wenige Wochen.

Mit der Thronentsagung Napoleons ging der Krieg in allen Teilen des Reichs rasch zu Ende. Für ihn selbst aber blieb noch ein schmerzlicher Schritt übrig, die Trennung von seiner alten Garde und von Frankreich. Am 20. April ließ er seine Grenadiere im Schloßhof von Fontainebleau aufstellen und nahm mit gebrochenem Herzen rührenden Abschied nach seinem Elba. Gewiß ein seltsames Abkommen! Einem solchen Manne dies enge Asyl, das war, wenn man der Vergangenheit gedachte, unendlich wenig und doch für alle Sorgen der Zukunft zu viel. Jetzt freilich, in dem Augenblick, wo er Frankreich verließ, schienen die Tage seiner Gefährlichkeit für immer zu Ende. Im Süden regten sich mit Macht die royalistischen Stimmungen und schienen selbst sein Leben zu bedrohen. Es wird versichert, er habe sich in eine österreichische Uniform, preußische Kopfbedeckung und einen russischen Mantel eingemummt und die weiße Kokarde aufgesteckt, um unerkannt durch die aufgeregten Massen nach seiner Insel zu entkommen. Am 4. Mai landete er auf einem englischen Schiffe an der Insel Elba. Unter den Feldherren, die dem Kaiser treu blieben, auch nachdem das Glück sich von ihm gewendet, verdienen besonders Bertrand und Macdonald genannt zu werden. Der letztere, dessen Wert Napoleon erst spät erkannte, ist einer der edelsten Charaktere dieser tiefbewegten Zeit, in der so mancher frühere Sünden zu tilgen glaubte, wenn er dem „toten Löwen“ einen Fußtritt versetzte. Erst nach der Abdankung Napoleons trat Macdonald in den Dienst der Bourbonen und bewahrte dem neuen Herrn ebenso die Treue, wie dem alten.

Am Tage nach der Abdankung Napoleons war Graf Artois, Ludwigs XVIII. jüngerer Bruder (der spätere Karl X.), in Paris eingezogen und übernahm als Stellvertreter seines Bruders die Regierung. Mit ihm schlossen die Verbündeten am 23. April einen Waffenstillstand, wonach die Bourbonen alle Länder und Festungen außerhalb des alten Frankreich abtraten, aber die Grenzen von 1792 behielten. In dem

Verhältnis, als die Auslieferung der noch besetzten Gebiete und Plätze der Franzosen erfolgte, sollte die Räumung Frankreichs durch die Alliierten ihren Fortgang nehmen.

Mit diesen Bestimmungen war dem künftigen Frieden seine Linie bereits gezogen. Frankreich erhielt also das Gebiet, das es vor der Revolution besessen, und alle die patriotischen Begehren nach Straßburg, dem Elsaß, Lothringen blieben fromme Wünsche. Es konnte das freilich kaum überraschen, nachdem schon in dem Frankfurter Dezember-Manifest den Franzosen ein Gebiet verheißen war, größer, als sie es je unter ihren Königen besessen hatten. Diese Verheißung war nie zurückgenommen, vielmehr auch in späteren Erklärungen immer die Taktik festgehalten worden, den Krieg mit Napoleon und die französische Nation zu trennen. Von den vier verbündeten Mächten hatten zwei, Rußland und England, kein Interesse dabei, daß Deutschland wieder zu seinen verlorenen Landschaften kam; dagegen erschien es als ein Gebot europäischer Sicherheit, Frankreich nicht so zu verkleinern, daß die ohnedies sehr schwierige Stellung des wiedereingesetzten Königshauses dadurch noch mehr verschlimmert ward. Um gegenüber diesen Erwägungen das gute Recht Deutschlands zur Geltung zu bringen, hätten die Monarchen und die leitenden Staatsmänner, die Deutschland vertraten, andere sein müssen, als sie waren. Selbst ihre nachsichtigsten Beurteiler mußten zugeben, daß keiner von ihnen imstande war, dem Uebergewicht, das Alexander erlangt, die Wage zu halten. Im Zaren regte sich aber neben jenem europäischen Gesichtspunkt und neben der überlieferten russischen Antipathie gegen das Wachstum Deutschlands zugleich die Leidenschaft, Großmut zu üben gegen die Franzosen und sich in dem Weihrauch der populären Huldigungen zu berauschen. So kam es, daß von den Härten des Sieges, die Frankreich in allen seinen Kriegen schonungslos geübt, ihm keine vergolten ward — weder die ungeheuren Requisitionen noch die Ausplünderung der Hauptstädte, noch die riesenhaften Kriegssteuern. Niemand hätte es unbillig nennen dürfen, wenn — wie Stein damals fruchtlos beantragte — zur Erleichterung der schwer heimgesuchten Nationen, die seit zwanzig Jahren bekriegt, beraubt

und ausgesogen worden waren, Frankreich eine Kontribution hätte entrichten müssen. Aber daran war nicht zu denken; man holte nicht einmal den noch vorhandenen Raub zurück. Nur die Trophäen aus dem Dom der Invaliden, die aus der Wiener Bibliothek mitgeschleppten Bücher und Handschriften und die aus Berlin geraubte Viktoria vom Brandenburger Tore wurden zurückgenommen.

Am 2. Mai erfolgte der Einzug Ludwigs XVIII. in Paris, wo es nicht an jubelnden Stimmen fehlte, wie wenig immer die unbehilfliche Gestalt und der altmodische Aufzug des Königs, das finstere schmerzerfüllte Gesicht der Herzogin von Angoulême, der Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens, und die hochadligen Emigranten im Gefolge Vertrauen und freudige Empfindungen zu erregen geeignet waren. Die neue Konstitution, deren Grundzüge Ludwig in der „Erklärung von St. Quen" vom 2. Mai bekannt gemacht hatte, sollte als ein Geschenk der königlichen Gnade erscheinen, nicht als Ergebnis eines Staatsvertrages. In das Ministerium, wo Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten leitete, wurden Royalisten und Emigranten berufen, an die Spitze der organisierten Armee Glieder des königlichen Hauses gestellt.

Nun erst wurde zwischen Talleyrand und den Bevollmächtigten der verbündeten Mächte der **Pariser Friede** (30. Mai) abgeschlossen. Die Koalition hatte gegen den Widerspruch Preußens tatsächlich schon den Grundsatz anerkannt, daß die Grenzen vom 1. Januar 1792 zwar im allgemeinen die Regel bilden, doch im einzelnen zugunsten des Besiegten verändert werden müßten. Jene Frankfurter Verheißung: Frankreich wird größer sein, als unter seinen Königen, sollte sich erfüllen. Danach erhielt Frankreich den Gebietsumfang vom Jahr 1792 nebst den Enklaven von Avignon, Venaissin und Mömpelgard und mit einem Landzuwachs im Osten (Chambery und Annecy), einem Landstrich an der belgischen Grenze mit der wichtigen Maasfestung Givet und einer Ausdehnung des Elsaß über die altpfälzischen Gebiete, die zwischen den Weißenburger Linien und der Festung Landau liegen. Diese Grenzbestimmungen, die dem Königreich der Bourbonen eine Vergrößerung von hundert Geviertmeilen und eine

Mehrung der Bevölkerung um mehr als eine Million eintrugen, befriedigten aber weder die Franzosen, welche die Rheingrenze behalten wollten und mit Geringschätzung auf die kärgliche Landvergrößerung blickten, noch die Deutschen, die in der Belassung von Elsaß und Straßburg eine unzeitgemäße Großmut sahen. Auch wurden die meisten Kolonien zurückgegeben, die Frankreich an England, Portugal und Schweden verloren hatte. Die übrigen Länder, die nach und nach mittelbar oder unmittelbar an das Kaiserreich geknüpft worden, sollten losgetrennt und entweder den vormaligen Besitzern zurückerstattet oder unter andere Herrschaft gebracht werden. Zugleich wurde die Bestimmung getroffen, daß innerhalb zweier Monate von allen Regierungen Bevollmächtigte nach Wien entsandt würden zu einem allgemeinen europäischen Kongreß, von dem die Ordnung und Neugestaltung der öffentlichen Dinge in Europa, deren Grundzüge im Pariser Frieden angedeutet waren, ausgehen sollte, ein Zeitpunkt, der dann um eine weitere Frist verlängert ward. Preußen hatte an der Befreiung Europas und an den Siegen das Beste getan, dabei sich politisch immer nur in Nebenrollen befunden und ward am nachlässigsten von allen Seiten behandelt. Während Preußen seit 1807 so fürchterlich an Frankreich hatte zahlen müssen, erhielt es jetzt für seine Kriegskosten keinen Silbergroschen. Oesterreich, Bayern brachten schon in Paris ihre künftige Gestalt ins reine, diejenige Preußens blieb in der Schwebe.

Die letzten Stunden des Pariser Aufenthalts waren der Belohnung der siegreichen preußischen Feldherren gewidmet: Blücher ward zum Fürsten von Wahlstatt erhoben, Yorck, Kleist, Bülow, Tauentzien erhielten den Grafentitel und Beinamen von den Schauplätzen ihrer vorzüglichen Taten: Wartenburg, Nollendorf, Dennewitz, Wittenberg, nebst der Zusage bestimmter Dotationen; auch Gneisenau ward in den Grafenstand erhoben; von den Staatsmännern ward Hardenberg, wie früher Metternich, durch den Fürstentitel ausgezeichnet.

Von Paris begaben sich die beiden Monarchen von Rußland und Preußen in Begleitung der Prinzen, Feldherren und Staatsmänner nach London, wohin sie der Prinzregent eingeladen. In einer Reihe glänzender Festlichkeiten und populärer

Huldigungen legte dort die englische Nation ihre Freude darüber an den Tag, daß die Siege des Festlandes ihr den günstigsten Frieden erkämpft, den Großbritannien seit lange geschlossen hatte. Die unverdorbene Masse des Volkes drängte sich mit urkräftiger Begeisterung um Blücher und Gneisenau, kaum waren sie ihres Lebens sicher bei den tollen Ausbrüchen der ungestümen Freude. Die Damen, die alle den Marschall Vorwärts abküssen wollten, dachten, abgesehen von dem weiblichen und englischen Moderekord, doch auch daran, was der Friede England wert gewesen war. Wie viel hundertmal, bis zum Tode des alten Feldmarschalls, ist in englischen Häusern der Ruf erklungen: „Drink a cup for old Blucher!“ Dem stolzen Adel aber gefiel weder die schlichte Erscheinung des Königs noch die soldatische Derbheit seiner Generale. Metternich allein, der ohne seinen Monarchen mit nach London gereist war, verstand die Herzen der vornehmen Welt zu gewinnen. Der Freiherr vom Stein hatte sich dagegen der Fahrt nach England entzogen. „Ich mag nicht mit nach England,“ äußerte dieser, „um mich vom Prinzregenten begaffen zu lassen.“ Er war nun wieder ohne bestimmte Stellung und durfte von sich sagen: „Ich habe keine Dienstgeschäfte, ich diene niemandem.“ Auf den Zaren übte er, wie die Friedensverhandlungen zeigten, nicht mehr den alten Einfluß; zu Preußen stand er vorerst in keinem alten Verhältnis. Unter allen Männern, die zu dem großen Werke beigetragen hatten, konnte er am ersten von sich rühmen, daß er es unbelohnt getan. Die Gnaden, die Alexander ihm anbot, lehnte er ab; von Preußen aus wurden ihm, wie es scheint, keine angeboten.

In demselben Selbstverlag sind erschienen:

Die Hauschronik der Familie Holl (1487—1646), insbes. die Aufzeichnungen des Elias Holl, Baumeister der Stadt Augsburg. **Mk. 2.—**

Der Feldzug nach Rußland im Jahre 1812. Mit einem Anhang Tagebuchaufzeichnungen von Kriegsteilnehmern. **Mk. 1.50**

Karl von Raumer: Erinnerungen aus den Jahren 1813—1814. **Mk. 1.—**

Aus den Memoiren des preuß. Generals Ludwig von Reiche aus dem Jahre 1813. **Mk. 1.—**